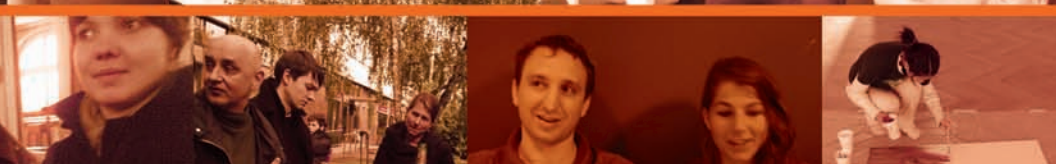
Jahrbuch des 6. Jahrgangs

des Bronnbacher Stipendiums

an der Universität

Mannheim



Inhalt

004
Dr. Jürgen M. Schneider
Grußwort

006
Dr. Stephan Frucht
Grußwort

008
Konstantin Adamopoulos
Grußwort

010
Bronnbacher Stipendiatinnen und Stipendiaten des 6. Jahrgangs 2009/2010

016
Einführungswochenende Kloster Bronnbach
Florian Winzer

020
Klangworkshop mit Stefan Schneider
Julia Möckel

024
Theater, Kunst- und Kulturförderung in Dresden
Iria Budisantoso & Sascha Melchert

042
Intervention in Köln mit Merlin Bauer
Eva Gredel

046
Malereiwochenende mit Carsten Fock
Florian Boland

056
Ein Treffen in Paris
Yola Engler

062
Film mit Harun Farocki
Kai Nerger

066
Literaturworkshop mit Kathrin Röggla
Alexander Hahn & Tuyen Ha Minh

076
Tanzworkshop mit Georg Reischl
Benedikt Dengler

080
Anweisungen aus der Vergangenheit – Arpad Dobriban
Constance Karwatzki

082
Gesprächskonzert mit Valentin Radutiu
Constance Karwatzki

084
Die unsichtbare Plastik – Johannes Stüttgen
Yola Engler

088
Die Renaissance der Ökonomie – Prof. Jan Teunen
Julia Möckel

090
Theater mit Rimini Protokoll in Berlin
Tuyen Ha Minh & Florian Boland

096
Architektur mit Prof. Wolfgang Christ in Weimar
Eva Gredel

108
Abschlussabend des 6. Jahrgangs des Bronnbacher Stipendiums
Sascha Melchert

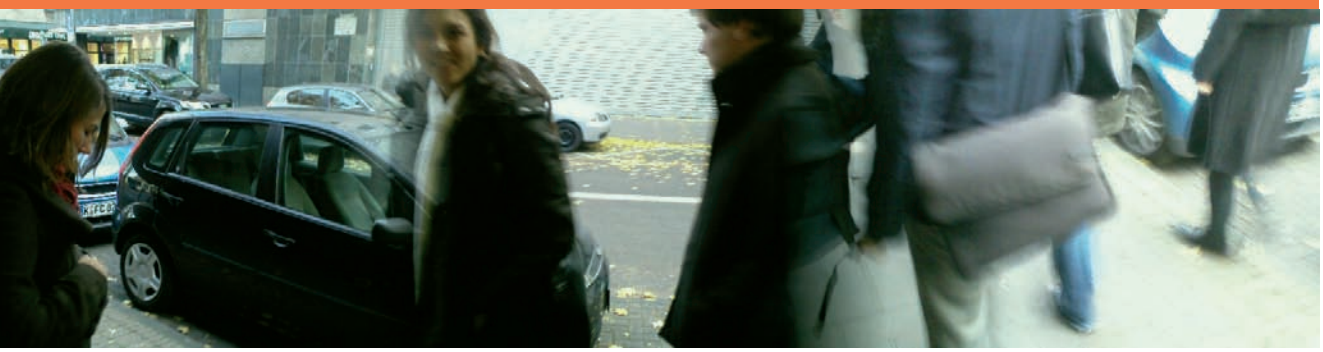
112
Gedanken zur Bronnbacher Idee – Ein Rückblick
Iria Budisantoso & Christoph Sextroh

116
Blicke auf das Bronnbacher Stipendium
Thomas Trummer & Christoph Kronabel

122
Danksagung

123
Impressum

Grußwort von Dr. Jürgen M. Schneider



Verehrte, liebe Bronnbacher Stipendiatinnen und Stipendiaten,

der Kulturkreis des BDI und die Universität Mannheim freuen sich, dass wir in festlichem Rahmen im Palais Bretzenheim bereits den 6. Jahrgang Bronnbacher Stipendiaten mit Erfolg verabschieden konnten.

Das Stipendium unter dem Motto „Kulturelle Kompetenz für künftige Führungskräfte“ vermittelt den Teilnehmern unter der Anleitung eines kompetenten Kurators direkte Auseinandersetzung mit Kulturen der Musik, des Theaters, der Literatur und der Bildenden Kunst. Ich bin persönlich in hohem Maße überzeugt, dass kulturelle Bildung und kulturelle Erfahrungen unverzichtbarer Bezugsrahmen sind für wirtschaftliches Handeln. Fakten, Formeln und Wissen allein sind nicht lösungsmächtig ohne kulturelle Normen. Kulturelle Bildung ist maßgebliche Basis für die Reifung und Weiterentwicklung der Persönlichkeit über fachformale Ausbildungsinhalte hinaus.

Als Dekan der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre fördere ich zweifelsohne die Hochleistungsorientierung im Studium an der Universität Mannheim. Eine bloß professionelle Ausrichtung allein könnte aber Gefahr laufen, menschlich verarmte Absolventen hervorzubringen. Wir bemühen uns daher in vielfältiger Form menschlich reiche Absolventen zu fördern, die erkennen, dass Kompetenz ein vielstöckiges Gebäude ist, wo neben Professionalisierung auch kulturelles und globales Verantwortungsbewusstsein, soziale Kompetenz und nicht zuletzt Herzensbildung ihren Platz haben.

Die Teilnehmer des Bronnbacher Stipendiums haben sich aus innerem Antrieb beworben, unterlagen einem besonderen Auswahlverfahren und verdienen Anerkennung, weil sie sich zusätzlich zu den Belastungen ihres Studiums den Anstrengungen und Herausforderungen des Stipendiums unterzogen haben. Zu ihrem erfolgreichen Engagement möchte ich den Absolventen des 6. Jahrgangs an der Universität Mannheim herzlich gratulieren, sie beglückwünschen und ihnen weiterhin alles Gute wünschen.

Ich bin mir sicher, dass ihre Auszeichnung als „Bronnbacher“ nicht nur mit unvergesslichen Erlebnissen verbunden ist, sondern dass ihre Erfahrungen einen wertvollen Nachklang haben werden auf ihrem weiteren Lebensweg.

Dr. Jürgen M. Schneider

Vorsitzender des Arbeitskreises Kulturelle Bildung im Kulturkreis der deutschen Wirtschaft im BDI e.V. und Dekan der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Mannheim

Grußwort von Dr. Stephan Frucht

Mehr Kunst wagen

Es ist nicht gerade wenig, was das Bronnbacher Stipendium des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft im BDI e.V. von seinen Stipendiaten fordert. Als dem Kunst- und Kulturbereich fachfremde Studenten vorwiegend der Wirtschafts-, Volkswirtschafts- und der Rechtswissenschaften wird von ihnen erwartet, dass sie sich – quasi mit einem Sprung ins kalte Wasser – auf die Kunst und Kultur der Gegenwart in den Bereichen Musik, Theater, Literatur, Bildende Kunst und Architektur gleichermaßen einlassen. Der Nutzen, den sie jedoch daraus ziehen können, die mögliche Hemmschwelle gegenüber zeitgenössischer Kunst abzubauen, künstlerische Arbeitsweisen nachvollziehen und die eigenen Grenzen nicht nur gedanklich, sondern auch praktisch zu überschreiten – etwa in einem Theaterworkshop – ist enorm. Selbst kreativ zu handeln und zu denken, und dies auch im unternehmerischen und beruflichen Alltag anwenden zu können, sind Fähigkeiten, die von ihnen als zukünftige Führungskräfte erwartet werden. Unschätzbar ist vor allem aber die Freude, die sich aus der Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur gewinnen lässt.

Begeisterung für zeitgenössische, kreative Prozesse zu wecken und gleichzeitig die Entscheidungsträger von Morgen für die Notwendigkeit zu sensibilisieren, Kultur zu unterstützen: Das war Ziel des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft, als er 2004 das Bronnbacher Stipendium und kurz darauf den nun fest im Kulturkreis verankerten Arbeitskreis Kulturelle Bildung (AKB) ins Leben rief. Der nunmehr sechste Jahrgang von Stipendiaten der Universität Mannheim darf in diesem Jahrbuch auf zwei ereignisreiche Semester zurückblicken. Explizit außerhalb des universitären Rahmens wurde ihnen in verschiedenen Veranstaltungen kulturelle Kompetenz vermittelt - von praktischen Workshops über Exkursionen, gemeinsame Theater- oder Ausstellungsbesuche, bis hin zu Vorträgen und Gesprächsrunden, jeweils in direktem und diskursivem Austausch mit Kulturschaffenden.

Dass auch dieser Jahrgang wieder ein anspruchsvolles und vielseitiges Programm geboten bekam, wäre selbstverständlich nicht denkbar ohne den engagierten Einsatz des Kurators, Konstantin Adamopoulos, ohne die großzügig bereitgestellten Fördergelder der BASF, von Bilfinger Berger, Reimann-Dubbers und Ernst & Young, ohne die gehaltvollen Beiträge der Referenten. Ich möchte dieses Geleitwort deshalb gerne nutzen, ihnen allen auch an dieser Stelle vielmals zu danken. Ein weiterer Dank gilt natürlich auch dem Kooperationspartner der Uni Mannheim, Herrn Prof. Dr. Jens Wüstemann, sowie den Fachberatern Herrn Prof. Martin Brauß (Hannover) und Herrn Prof. Heiner Blum (Offenbach).

Ebenso wichtig für das Gelingen ist natürlich die aktive Teilnahme der Stipendiatinnen und Stipendiaten selbst, die auch in diesem Jahr wieder mit viel Engagement und Neugier an den Programmpunkten teilgenommen haben. Ihre Eindrücke, Erlebnisse und Gedanken spiegeln sich in Texten und Fotos in diesem facettenreichen und sehr persönlichen Jahrbuch wieder.

Liebe Stipendiatinnen und Stipendiaten, ich hoffe, dass Sie über das Bronnbacher Stipendium nicht nur viel gelernt, sondern vor allem viel erlebt und erfahren haben. Interessieren und begeistern Sie sich, lassen Sie sich auch weiterhin von der Vielfalt der zeitgenössischen Kunst und Kultur in den Bann ziehen und fördern Sie später als verantwortungsvolle Führungskräfte Kulturschaffen, wo es Ihnen nur möglich sein wird. Wagen Sie mehr Kunst, wo immer Sie Gelegenheit haben.

Ihnen allen von Herzen alles Gute für Ihren weiteren Werdegang!

Dr. Stephan Frucht

Geschäftsführer des Kulturkreises
der deutschen Wirtschaft im BDI e.V.

Grußwort von Konstantin Adamopoulos

Was zeichnet die BronnbacherInnen aus?

„Nicht das Vielwissen sättigt die Seele, sondern das Verkosten der Dinge von innen."

Ignatius von Loyola, Exerzitien, § 2

Die Bronnbacher Idee geht meiner Ansicht nach davon aus, dass Wirtschaft in ihrer Art und Weise selbst zur Kultur gehört und darin Kultur mitgestaltet. Die partnerschaftliche Auseinandersetzung von WirtschaftlerInnen und KünstlerInnen und der Perspektivenwechsel haben sich als prägend und befruchtend erwiesen. Die StipendiatInnen wie auch die ReferentInnen aus der Kunst befragen wechselseitig, wie Methoden Werte beeinflussen und umgekehrt. Daher ist das In-Arbeitsprozesse-Gehen zu übergeordneten Fragen und das Ermutigen in der Begegnung von Menschen die gemeinsame Basis der Bronnbacher Idee.

Das Bronnbacher Stipendium folgt meines Erachtens einem Kulturimpuls: Die Auseinandersetzung der kommenden Führungspersönlichkeiten der Wirtschaft mit Künstlern und Künstlerinnen setzt den Umgang mit Vielfältigkeiten und Ungleichheiten in den Künsten in einen Kontrast zum alltäglichen Konsensstreben. Die StipendiatInnen erleben sich nach meiner Beobachtung immer wieder in der Frage nach den Kriterien der Kunst. Woran misst sich das? Ist das richtig? Bedeutet das wirklich etwas für mich oder für die Menschheit? Diese auch für mich zentralen Fragen lassen sich auch auf das „Wie" des Studierens und auf das Wirtschaften übertragen? Wie übernehme ich für die gesellschaftliche Gestaltung an meiner Stelle Mitverantwortung? Das fordert dazu heraus, das eigene Verhältnis zur Welt immer wieder neu auszurichten. Die Konfrontation mit Kunstschaffenden hilft, die eigenen Muster zu hinterfragen. Konsens versucht dagegen Unwegsamkeiten und Regress klein zu halten. Bekannterweise herrscht in der Wirklichkeit oftmals verwirrende Vielfältigkeit. Die erlernten Regeln, Methoden und allerlei Gewissheiten werden dabei immer wieder durcheinander gewürfelt. In der Auseinandersetzung mit diesem zunächst Befremdenden schlummern auch mögliche Innovationen. Kreativität bedeutet demgemäß bereit zu sein, Unerhörtes herauszuhören. Aus den Rückmeldungen der Bronnbacher erfahre ich, ihnen seien unsichere Situationen und unwägsame Gegenüber nach diesem Jahr kulturell und persönlich eher positiv besetzt. Auch das Thema Entrepreneurship haben die BronnbacherInnen als eine große Parallele mit den KünstlerInnen verstärkt zu schätzen gelernt. Begriffliche Beschreibungen, die von den Bronnbacher Alumni genannt werden: „Perspektiven und Standpunkte erkennen lernen", „Feuer und Flamme für eine bestimmte Sache", „scheinbar Selbstverständliches als neu ansehen", „Diskussionskultur miteinander schätzen – im anderen den erkennen, der die Sache auch weiter bringen will", „Verantwortung, Persönlichkeit und Bewusstsein zulassen als Teil der Kosten-/Nutzenrationalität", „Verwirrung, Verwunderung, Unverständnis und ganz besonders von einer stetigen inneren Unruhe ergriffen sein", „Neugierde oder gar ein Brodeln und Lodern", „unbedingtes Engagement erlebt zu haben an den KünstlerInnen", „ungeahnte Gruppenpotentiale untereinander erkennen", „Auseinandersetzung mit der eigenen Person", „Verbindung mit der möglichen Konsequenz des Scheiterns", „Entwicklung neuer Visionen und Lösungsmöglichkeiten".

Wie ich es bei den BronnbacherInnen erlebe, steigert sich über das Bronnbacher Jahr das Vertrauen, anderen zuzuhören, wenn auch in Auseinandersetzungen zunächst Unverständnis herrschen mag. Dabei steigert sich im gleichen Maße die Eigenständigkeit der BronnbacherInnen als festem Standpunkt. BronnbacherInnen zeichnen sich darin aus, achtsam zu sein, gegenüber fremden Tun, angesichts ungewöhnlicher Interessen. So erlebe ich, wie die BronnbacherInnen immer gelassener das prüfende Wahrnehmen der eigenen Interessen und Methoden zulassen.

Das alles zeichnet BronnbacherInnen aus.

Konstantin Adamopoulos
Kurator des Bronnbacher Stipendiums
an der Universität Mannheim

Bronnbacher StipendiatenInnen 2009/2010

Alexander Hahn

Promotion BWL

Motivation

Ein breites Spektrum an Kunstsparten nicht nur zu rezipieren, sondern sich mit Künstlern, ihrem Werk und ihrer Persönlichkeit aktiv und kritisch auseinanderzusetzen.

Benedikt Dengler

VWL Bachelor

Motivation

Zum einen die Aussicht sowohl auf Auseinandersetzung und Konfrontation als auch Zusammenarbeit mit Künstlern im persönlichen Kontakt, welche intensiver ist als ein simples Konsumieren von Ausstellungen oder Konzerten. Ebenfalls sehr wichtig war für mich die Möglichkeit Andere zu treffen, die meine Interessen teilen, nicht nur für Kunst und Kultur, aber auch nicht nur für Wirtschaft, zwei Themenkomplexe, welche ich bis dahin immer als scheinbar sehr gegensätzlich wahrgenommen habe.

Christoph Sextroh

Promotion BWL

Motivation

Die Konfrontation mit dem vermeintlich Unbekannten zu suchen, um dabei die eigene Denkstruktur aufzubrechen, sich selbst neu zu erfahren und das Unbekannte zu Bekanntem und die Konfrontation zu neuen Perspektiven zu machen.

Constance Karwatzki

Rechtswissenschaften

Motivation

Ich erhoffe mir von meinem Bronnbacher Jahr, neue Eindrücke und Erfahrungen zu sammeln, die meinen Horizont auf einer anderen Ebene zu erweitern vermögen, als dies durch mein Studium möglich ist. Ich freue mich auf die einzigartige Chance, aus festgefahrenen, häufig theorielastigen Alltagsstrukturen auszubrechen und neue Denkansätze kennenzulernen.

Eva Gredel

Promotion Germanistik, BWL Bachelor

Motivation

Kunst, Wirtschaft und Politik werden oftmals als unabhängige, entgegengesetzte Domänen in einer Gesellschaft betrachtet. Ich selbst bin von der Idee fasziniert, dass es enge Verflechtung dieser Domänen, einen regen Austausch und möglicherweise sogar parallele Funktionsweisen zwischen ihnen gibt. Das Bronnbacher Stipendium ermöglicht es mir dabei auf vielfältige Weise in diesem Spannungsfeld von Kultur, Wirtschaft und Politik interessante Menschen und alternative Lebensentwürfe kennen zu lernen.

Florian Boland

BWL Diplom

Motivation

Meine Motivation für das Stipendium war die Liebe zu einzigartigen Menschen. Gerade Künstler und Kulturschaffende sind solche. Sie tun etwas, was kein anderer tut. Sie sind in ihrem Sein ganz anders als die gängige Gesellschaft. Allein diese Tatsache ist für viele Menschen bereichernd. Von diesen Menschen kann man lernen, man schaut in einen anderen Spiegel, man bekommt neue Feedbacks und wertvolle Hinweise. Rückschauend hat das Stipendium meine Erwartung mehrfach übertroffen.

Florian Winzer

Rechtswissenschaften

Motivation

Ich habe mich schon immer für die verschiedensten Arten von Kunst interessiert. Leider ist diese künstlerische Seite von mir während des Studiums viel zu kurz gekommen, so dass ich im Bronnbacher Stipendium die Möglichkeit gesehen habe, wieder einen Teil von mir zu verwirklichen und somit zugleich auch einen Ausgleich sowie eine aufregende Abwechslung zum routinierten Uni-Alltag zu suchen.

Iria Budisantoso

Diplom-Anglistik

Motivation

In meinem Studiengang kombiniere ich bereits kulturelle und wirtschaftswissenschaftliche Inhalte. Zu den englischsprachigen Literatur- und Sprachwissenschaften habe ich mich auf betriebswissenschaftlicher Seite in den Fächern Marketing und Public and Non-Profit Management spezialisiert. Auch beruflich möchte ich Kultur und Wirtschaft verbinden. Die Veranstaltungen des Stipendiums ermöglichen es mir hierfür, konkrete Einblicke zu gewinnen, um weiter der Frage nachzugehen, wie und in welchem Rahmen Wirtschaft Kunst und Kultur fördern kann.

Julia Möckel

Bachelor Kultur und Wirtschaft (BWL/Französisch)

Motivation

Im Stipendium das zu finden, was ich von meinem Studium erwartet, aber nicht gefunden habe: einen Austausch mit Künstlern und Kulturschaffenden und aber auch mit Gleichgesinnten, die sich mehr von einem Studium erhoffen, als in 500-Mann-Vorlesungen eine Massenabfertigung zu erfahren.

Kai Nerger

BWL Diplom

Motivation

Ich erhoffe mir, neben der erstklassigen Vermittlung von Fachwissen an der Universität Mannheim, während meines Studiums ein möglichst breites Wissens- und Erfahrungsspektrum auch abseits meines Studienschwerpunkts zu sammeln und auch meine Kreativität weiterzuentwickeln. Der Blick während des Stipendiums hinter die Kulissen künstlerischer Prozesse und die Möglichkeit, unter Mitwirkung der Künstler, in der Gruppe eigene Erfahrungen im Zusammenhang mit Kunst zu sammeln, sind wunderbar.

Sascha Melchert

Diplom-Anglistik

Motivation

Von einer Teilnahme am Bronnbacher Stipendium erhoffte ich mir einerseits, in der direkten Auseinandersetzung mit Kulturschaffenden mit den konkreten Fragestellungen und Problemen in Kontakt zu kommen, die die Chance eröffnen, gemeinsam Problemlösungskonzepte zu entwickeln. Andererseits erhoffe ich mir aus der Zusammenarbeit mit anderen Studierenden, die Fragestellungen um ethisch-moralisches Verhalten und soziokulturelle Verantwortung in der Wirtschaft zu erörtern und zu vertiefen und praxisrelevante Ideen zu erarbeiten.

Sören Jensen

Promotion BWL

Motivation

Zum einem freue ich mich auf die Gelegenheit, mich mit verschiedenen Künstlern auszutauschen und ihre Arbeit kennen zu lernen. Durch den Dialog wünsche ich mir Kunst nicht nur „von außen“ zu betrachten, sondern mich aktiv damit auseinanderzusetzen. Zum anderen erhoffe ich mir durch den Austausch neue vielleicht kreativere Perspektiven bzw. Denkweisen kennen zu lernen, die während meines kaufmännischen Studiums oft zu kurz kamen.

Tuyen Ha Minh

Mannheim Master in Management

Motivation

Persönliche Bereicherung, Offenheit für künstlerische Prozesse, Entwicklungen und Kreativität, Neugier für Verbindung Kultur und Wirtschaft.

Yola Engler

VWL Bachelor

Motivation

Besonders reizvoll am Bronnbacher Stipendium ist für mich die Kombination von Kunst und Wirtschaft – zwei Gebiete, die ich beide sehr spannend finde, die für mich aber bisher in keinem direkten Zusammenhang standen. Zusätzlich war ich gespannt darauf, mehr über die Arbeitsweise, Motivation und Intention von Kunstschaffenden zu erfahren und so vielleicht dem Faszinosum und Kuriosum “Kunst” etwas näher zu kommen.

Einführungswochenende – Kloster Bronnbach

4. bis 6. September 2009

Eine gewisse Unruhe ...

... und spannende Erwartungen machten sich in mir breit, als es nach dem Vortreffen nun zu unserem ersten gemeinsamen „Kunst- und Kultur Wochenende“ im Kloster Bronnbach kommen sollte. Wie werden wir uns als Gruppe verstehen und wie funktioniert das mit dem gemeinsamen Kunsterlebnis? Trotz Stau schafften wir es pünktlich zum Ziel. Es regnete, aber als wir ankamen hatte mich schon das Kloster in seinen Bann gezogen. Ich war überwältigt von der Unberührtheit und der unheimlichen und zugleich beruhigenden Atmosphäre des Klosters und dessen Umgebung. Ein sonderbares und faszinierendes Bild ergaben die letzen Sonnenstrahlen, welche bei leichtem Regen die Figuren um den Brunnen vor dem Kloster beleuchteten. Eine ungewöhnliche Ruhe – im drastischen Kontrast zu unserer gewohnten Umgebung – wie unser zweites Wochenende „Klangcollagen“ später zeigen sollte.

Zunächst erhielten wir eine – wie von Konstantin verheißungsvoll angekündigt – interessante Führung durch eines der ältesten Zisterzienserkloster Deutschlands, um die Umgebung, von welcher sich der Name unseres Stipendiums ableitet, kennen zu lernen. Am Abend kam es zu einer sehr intensiven, aufschlussreichen und auch emotionalen Vorstellungsrunde mit sehr persönlichen und prägenden Erfahrungen, Motivationen und Wünschen. Ich war beeindruckt von den anderen Stipendiaten und deren Erzählungen und schätze mich glücklich, dazu gehören zu dürfen. Auserwählt ein „Bronnbacher“ zu sein. Immer wiederkehrende Motive unseres Jahrgangs sind ein besonderes Interesse und die Faszination für die Verflechtung von Kunst, Kultur und Wirtschaft sowie die Beschäftigung mit Kunst als Abwechslung und Ausgleich zum Uni-Alltag. Ebenso erhoffen wir uns die Erweiterung unseres künstlerischen Horizonts sowie der eigenen Persönlichkeit mit Hilfe von neuen Impulsen, die uns durch die Kunst vermittelt werden. Ein besonderer Wunsch liegt in der Wiederbelebung des kulturellen Herzens, welches bisher von wirtschaftlichem Denken verdrängt wurde. Um unsere persönliche Entwicklung, unsere Ziele und Erwartungen am Ende des Stipendiums feststellen zu können, haben wir einen persönlichen Brief an uns selbst adressiert, der uns nächstes Jahr zugehen wird, wenn das Programm zu Ende ist.

Samstagmorgens informierte uns Konstantin über die Tätigkeiten des Kulturkreises der deutschen Wirtschaft sowie auch den Hintergrund des Stipendiums. Kultur ist eine immer wichtigere und ernstzunehmende Aufgabe von Unternehmen, so dass wir Bronnbacher als potenzielle, zukünftige Führungskräfte auch mit gesellschaftlicher Verantwortung für Kunst und Kultur konfrontiert werden. „Bronnbacher" als Bindeglied zwischen Wirtschaft und Kultur. Am Vormittag erhielten wir einen Besuch von Herrn Dr. Jürgen Schneider, dem ehemaligen Finanzvorstand Bilfinger Bergers, der uns an seinem beruflichen wie auch persönlichen Werdegang und seiner Beziehung zur Kunst teilhaben ließ. Seine Erzählungen über ein Projekt im Iran hat mich besonders interessiert, da ich selbst iranische Wurzeln habe. Als Herr Schneider dort war, waren meine Großeltern mit meiner Mutter und ihren Geschwistern bereits aus Teheran aufgrund der politischen Situation ausgewandert.

Nachmittags trafen wir auf den Kurator Thomas Trummer, der im Siemens Art Program für die Bildende Kunst verantwortlich ist. Er hat Kunstgeschichte in Graz studiert und ist u. a. auch als Dozent an den Kunst-Universitäten in Linz und Wien tätig ist. Es ging um das Thema Selbstporträts und Selbstdarstellungen. Eingestiegen sind wir mit der Frage, wie man sich im Internet, z.B. in Facebook, präsentiert. Welches Foto wir wählen, um was für eine Wirkung beim Betrachter hervorzurufen.

Über Attribute in Fotografien – z. B. Familienglück als Attribut der Selbstdarstellung – gelangten wir über vergleichbare Attribute der selbstdarstellung in der Kunst. Zunächst betrachteten wir Selbstdarstellende Werke des Künstlers Schiele, der unter anderem exzentrische Posen oder Pflanzen als Attribute wählte. Letztere Attribute fanden wir auch in den Sonnenblumen Van Goghs wieder. Auch mit sakralen Selbstdarstellungsmotiven beschäftigten wir uns, insbesondere mit Albrecht Dürers Darstellung als Jesus und der Frage, ob die Schaffung eines Ebenbild Gottes nicht fast schon Blasphemie sei. Soweit ich die Ausführungen von Thomas verstanden habe, kritisierte er in seinem Fazit

den inflationären Umgang mit Fotografien bei Facebook, welche an sich völlig banal und relativ gedankenlos der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Ein Künstler habe die Möglichkeit, Grenzen der Authentizität und des Banalen in der Extreme zu überschreiten. Demgegenüber versuche die Masse sich möglichst realitätsgetreu – wohl auch nicht immer – darzustellen, wodurch jedoch jegliche Authentizität an Bedeutung verliere. Was ich mich doch die ganze Zeit frage ist, was denn daran „verwerflich" sei, sich authentisch darstellen zu wollen. Warum dieser Wunsch nach Authentizität banal und niveaulos ist, wenn man als Nichtkünstler überhaupt keinen künstlerischen Anspruch hat. Aber vielleicht ist das ja gerade das Verwerfliche, dass man eben keinen künstlerischen Anspruch hat?

Sonntags trafen wir die Musikpreisträgerin (2004) Silke Evers und die international spielende Pianistin Wiebke tom Dieck, die uns einen tiefen und sehr anschaulichen Einblick in die Entwicklung der Neuen Musik verschafften. So präsentierten sie uns verschiedene Stücke von Mozart über Schumann zu Anton Webern, welche jeweils charakteristisch für die verschiedenen Entwicklungsstufen sind. Kennzeichnend war stets der Wunsch nach Wandel – Umbruch – Veränderung. So entstand im Laufe der Zeit die 12-Ton-Musik, bei der alle Töne gleichberechtigt sind. Jeder von uns hatte ein sehr extremes und intensives Hörerlebnis bei den verschiedenen Musikstücken. Die meisten Stücke klangen beim ersten Hören sehr ungewohnt und fast schon unangenehm, wenn nicht sogar leicht abstoßend. Da es für die meisten von uns etwas völlig Neues war, wusste man erst beim erneuten Zuhören das Wahrgenommene zu schätzen. Bei dem Prozess zur heutigen „Neuen Musik“ gewöhnten wir uns an das Unbekannte und verfolgten mit Spannung die Präsentation durch die Jahrhunderte von Silke und Wiebke. Besonders außergewöhnlich war ein Stück, bei dem der Flügel nahezu zweckentfremdet wurde, indem die Pianistin neben dem Spielen der Tasten auch die Flügelseiten benutzte. Dieses merkwürdige Bild, welches sich uns bot, wurde durch Sprechanteile der Pianistin und den eigenartigen Gesangspart von Silke verstärkt.

Aufregend und zugleich befreiend war es, als wir gemeinsam in den Hof des Klosters gingen und Silke uns zu Lockerungsübungen aufforderte. Sodann liefen wir durcheinander und jeder von uns sollte einen bestimmten Ton halten. Durch diesen Improvisationsgesang haben wir unsere eigene Neue Musik geschaffen.

Mein erstes Wochenende im Rahmen des Bronnbacher Stipendiums im Kloster Bronnbach war von unzähligen vielseitigen Eindrücken geprägt, welche sich nicht nur aus den Gesprächen mit den Künstlern sowie deren Präsentationen ergaben, sondern auch durch die ersten Annäherungen und das gegenseitige Kennenlernen untereinander.

von Florian Winzer

Klangworkshop mit Stefan Schneider
18. bis 20. September 2009

Geschafft von einer der ersten Uniwochen ...

... nach den Semesterferien fanden wir uns Freitagabend wieder in der Uni ein, um uns von Stefan Schneider in unser „Klang-Wochenende“ einführen zu lassen. Stefan Schneider lernte an der Kunstakademie in Düsseldorf und kam über viele Experimente in anderen Kunstsparten zur elektronischen Experimentalmusik. Nachdem er bereits schon einmal mit Bronnbacher Stipendiaten hitzige Diskussionen über Kunst und ihren Wert geführt hatte, kam ihm die Idee, dass die Stipendiaten doch selbst mal ein eigenes Kunstwerk erschaffen sollten, um die Distanz zwischen Künstlern und Stipendiaten zu reduzieren.

Über Jean-Luc Godard, John Cage und Michelangelo Antonioni, die alle schon auf besondere Weise mit Klängen in ihren Werken experimentiert hatten, kamen wir dann zu Walter Ruttmann. Sein Hörfilm „Weekend Remix“ erzeugt durch Geräusche, Klänge und Mini-Gesprächsszenen in elfeinhalb Minuten ein akustisches Bild von einem Wochenende in Berlin. Ähnliches hatten wir dieses Wochenende nun auch für Mannheim vor… .

Um noch ein wenig Druck aufzubauen, hatte Stefan Schneider für Sonntagnachmittag zwei Termine beim Radio organisiert, bei denen wir dann unser Stück präsentieren sollten. Nachdem meine Gedanken Freitagabend noch waren: Na, das ist ja eine nette Idee, aber das schaffen wir nie … wurde ich Samstagmorgen eines Besseren belehrt! Stefan Schneider hatte über Nacht all unsere Klänge, die wir im Laufe der letzten Woche und auch noch in der letzten Nacht gesammelt hatten, auf seinen Rechner überspielt, und wir verbrachten nun den Morgen damit, uns unsere kleinen Werke anzuhören. Die Klänge hatten wir mit einem Diktiergerät aufgenommen, weil sie uns persönlich etwas bedeuten, für uns „typisch Mannheim“ sind, unseren Alltag begleiten oder einfach nur beim Experimentieren mit dem Diktiergerät entstanden sind.

Wir waren alle begeistert, wie viel „Musik“ und „Sound“ schon in einzelnen Klangsequenzen herauszuhören waren. Schnell einigten wir uns auf eine Grundstruktur unseres Mannheim-Sounds: Einzelne Klänge wie Schritte oder Tastaturtippen sollten den Basisrhythmus bilden, über den dann durch einen deutlichen Klang getrennte Szenen eine Art Melodie gelegt werden sollte. Das erste Stück, das Stefan Schneider wie eine Art Zufallsgenera-

tor erstellte, konnte uns schon einigermaßen zufriedenstellen. Wir feilschten dann einzelne kleine Szenen aus, diskutierten auf welche Sekunde genau ein Ton klingen muss und waren uns uneinig, ob wir ein offen- oder eher geschlossen-klingendes Ende bevorzugten. Auch einzelne Klangszenen lösten in uns unterschiedliche Empfindungen aus. So wurde ein Klang als Maschinengewehrschüsse empfunden und sollte deshalb unbedingt aus dem Song herausgenommen werden, weil er aber für andere die elektronische Musik in einem guten Samstagabendclub darstellte, wurde der Sound im Stück gelassen.

Ein Name für unseren Song wurde auch schnell gefunden: *Mannheim im Ohr*. Obwohl sicherlich jeder für sich ein paar Kompromisse finden musste, waren wir uns am Ende doch einig, dass das Stück nicht besser hätte werden können und dass unsere Leistung natürlich auch in dem Kunstwerk, dass wir innerhalb von zwei Tagen kreiert hatten, lag, aber vor allem in unserer guten Diskussionsfähigkeit im Team. Ganz besonders spannend an der Arbeit habe ich empfunden, dass sich Stefan Schneider als Künstler sehr im Hintergrund gehalten und oft einfach nur unsere Ideen ausgeführt hat. Er hat uns mit seinen Einstimmungen und Diskussionsbeiträgen in die richtige Richtung gelenkt, aber nur insoweit, dass wir nun am Ende sagen können: Das ist allein unser Mannheim-Sound.

Da wir nicht zu den brotlosen Künstlern gehören wollten, musste unser Stück nun auch vermarktet werden und so stellten sich Stefan Schneider, Konstantin und zwei von uns Stipendiaten den Fragen der Moderatoren von SWR und Radioaktiv. Während der SWR kaum ein Augenmerk auf unser Stück legte und mehr an dem Engagement Mannheimer Studenten interessiert war, nahm sich die Moderatorin von Radioaktiv eine Stunde Zeit, um uns Hintergründe und Informationen zu unserem Stück, dem ganzen Wochenende und dem Stipendium im Allgemeinen zu entlocken.

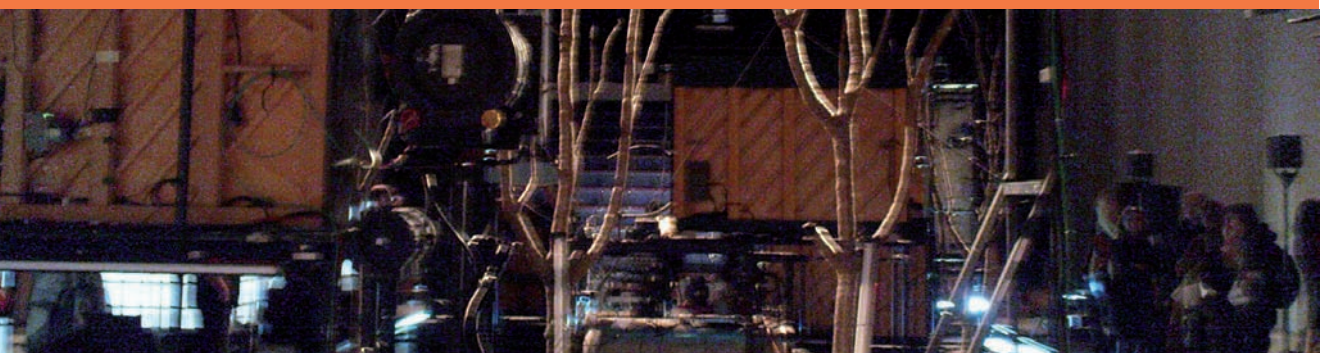
An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Stefan Schneider, der es verstanden hat, uns das Wochenende über perfekt an der Hand zu führen und somit, meiner Meinung nach, sein Ziel erreicht hat, dass wir uns ein eigenes Kunstwerk erschaffen haben. Ob sich dadurch die Distanz zwischen Künstlern und uns Stipendiaten ein wenig abgebaut hat, werden wohl erst die nächsten Wochenenden zeigen. Wir sind gespannt!

von Julia Möckel

Das vollständige Hörstück „*Mannheim im Ohr*“ sowie die Radiobeiträge sind online verfügbar über *www.bronnbacher-stipendum.de*.

Theater, Kunst- und Kulturförderung in Dresden

16. bis 18. Oktober 2009



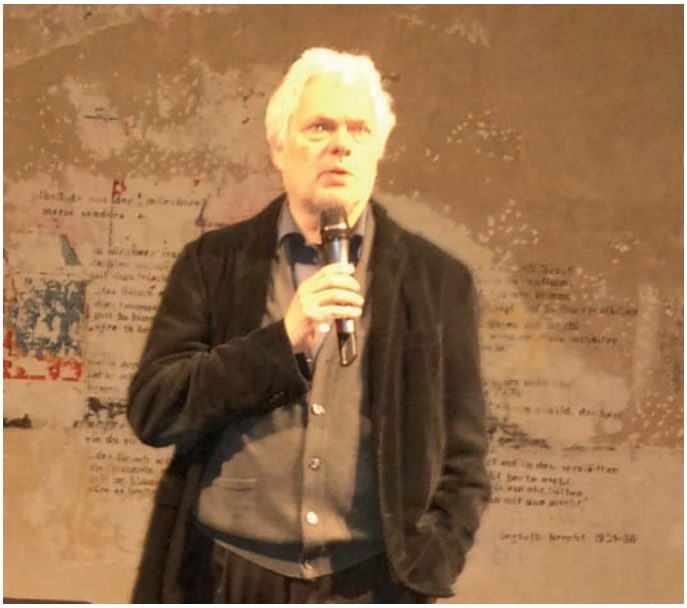
Auf das angekündigte Wochenende in Dresden ...

... war ich besonders gespannt, da die Stadt mit dem bekannten Markenzeichen der wiederaufgebauten Frauenkirche eine bewegte Geschichte zu erzählen hat. Wir hatten die Gelegenheit, selbst einen Eindruck davon zu gewinnen. Konstantin hatte uns außerdem ein viel versprechendes Programm mit einer großen Anzahl an Treffen mit hochkarätigen Persönlichkeiten für dieses Wochenende organisiert. Über diese Treffen bekamen wir einen weitaus besseren Zugang zu den kulturellen Institutionen dieser Stadt als gewöhnliche Besucher Dresdens. Um dem Leser ein wenig Struktur zu geben, erst einmal einen Überblick über die Agenda:

1. Tag:
   - Treffen mit Heiner Goebbels in geschlossener Runde mit anschließender öffentlicher Einführung
   - Die Aufführung „Stifters Dinge“
2. Tag:
   - Treffen mit Prof. Dr. Martin Roth, Direktor der Staatlichen Kunstsammlung
   - Treffen mit Dieter Jaenicke, Künstlerischer Leiter von Hellerau
   - Treffen mit Wilfried Schulz, Intendant des Staatstheaters mit anschließender Aufführung „Johanna der Schlachthöfe“
3. Tag:
   - Treffen mit Dr. Jürgen Ohlau, Präsident des sächsischen Kultursenats
   - Treffen mit Matthias Mohr, Mitarbeiter und Assistent von Heiner Goebbels

Am ersten Tag trafen wir Heiner Goebbels in Hellerau, wo am Abend sein Stück „Stifters Dinge“ zum ersten Mal in Dresden aufgeführt wurde. In diesem persönlichen Gespräch hatten wir die Möglichkeit, Fragen an Heiner Goebbels zu seinem Stück und seinem Wirken zu stellen. Auch nutzte Heiner Goebbels die Gelegenheit, uns seine Perspektive und seinen Zugang zu Kunst näher zu bringen. Da wir aber im Anschluss die Aufführung „Stifters Dinge“ mit einer öffentlichen Einführung für das Publikum noch erlebten, griff Heiner Goebbels auch nicht zu weit voraus, so dass wir weiterhin gespannt bleiben konnten auf das Stück. Obwohl wir uns durch Vorbereitung und Recherche eingestimmt hatten, ging es uns allen wohl ähnlich: Was genau er-

wartete uns in „Stifters Dinge“? Was genau umfasst „Experimentelles Theater“? Wie erlebt sich Musiktheater?



Einige dieser Fragen und ein Teil unserer Spannung im Vorfeld konnten nach Erleben des Stücks aufgelöst werden. Aber auch neue Fragen tauchten auf, so dass die Spannung weiter erhalten blieb. Heiner Goebbels hatte sich bereit erklärt, uns im November ein weiteres Mal zu einer Nachbesprechung in Mannheim zu treffen, um unsere Eindrücke zu dem Stück zu erfahren, offen gebliebene Fragen zu beantworten und einen Diskurs zum Thema klassisches versus experimentelles Theater mit uns zu führen.

Die Aufführung „Stifters Dinge“ barg eine Vielzahl an überraschenden Elementen. Das erste war wohl der fließende Übergang, bei dem wir uns als Zuschauer nicht sicher waren, ob das Stück schon begonnen hatte oder die Männer auf der Bühne noch mit dem Aufbau beschäftigt waren. Beides stimmte, was dieses Stück von Anfang an un- bzw. außergewöhnlich machte. Die Aufführung spielte immer wieder mit alten Theaterkonventionen, die gebrochen, abgewandelt und neu erfunden wurden. Die erste Konvention, mit der gebrochen wurde, war die Abwesenheit von Menschen auf der Bühne und die bewusste Hervorhebung von „Dingen“. Eine Intention Heiner Goebbels war es, die Einheit des Auditiven und Visuellen des klassischen Theaters oder der Oper auseinander zu brechen. Verschiedene Instrumente waren aufgebaut, die man auf der Bühne beobachten konnte; Wasserbecken, in die zuvor Salz gestreut wurde, und unterschiedliche Belichtungsarten, die dem Visuellen einen besonderen Raum zur Entfaltung gaben. Auf der auditiven Ebene waren unter anderem Gesprächsstücke mit dem Ethnologen Claude Lévy-Strauss, Aufnahmen von Beschwörungsformeln eines Urvolkes von Papua-Neuguinea und ein Auszug aus Adalbert Stifters Texten wahrnehmbar. Beeindruckend war die filigran ausgearbeitete Ästhetik in der Gestaltung des Gesamtwerkes, so dass wir als Zuschauer allesamt in den Bann des Stückes gezogen wurden. Spätestens als sich einige von uns bei einem plötzlich grell aufleuchtenden Blitz eines Theaterscheinwerfers erschreckten, bemerkten wir, wie gut Heiner Goebbels und seinem Team dies gelungen war.

Am nächsten Tag trafen wir zuerst Professor Roth von der Staatlichen Kunstsammlung. Er nahm sich Zeit, uns seine Arbeit in Dresden und sein Verständnis dafür näher zu bringen. Sein Anliegen ist es, das Erbe Dresdens im Bereich der Kunstsammlungen zu sichern. Die DDR hatte immer in diesen Bereich investiert und somit ihre Kulturgüter immer gut geschützt. Nach der Wende änderte sich vieles und die Kulturgüter waren leider anfällig für Katastrophen wie Brand oder die Flut des Elbehochwassers von 2002 geworden. Zudem plädiert Professor Roth für ein Zusammenspiel von Politik und Wirtschaft auf

gleicher Augenhöhe im Bereich Kunst und Kultur, damit vermieden wird, dass das Eine das Vehikel für das Andere wird. Geschichte und Zukunft können über Kunst und Kultur ausbalanciert werden. Die Wirtschaft kann die Förderung, den Erhalt und die Bildung im Bereich Kunst und Kultur unterstützen; Politik und Kultur ergänzen sich und können zur weiteren Öffnung und der Internationalität Deutschlands beitragen. Gerade Dresden mit seiner Geschichte ist ein besonderer Standort, der seine frühere kosmopolitische Stellung in Zukunft wieder aufnehmen könnte. Professor Roths Ausführungen waren so fesselnd, dass wir es kaum schafften, uns loszureißen, um pünktlich zum Mittagessen und dem nächsten Programmpunkt zu kommen. Aber auch dies gelang uns noch.

Gut gestärkt nach dem Mittagessen trafen wir Herrn Jaenicke, Leiter des Europäischen Zentrums der Künste in Dresden. Er gab uns Einblick in das Leben von Hellerau, so dass wir die besondere Stellung dieser Kulturstätte noch besser nachvollziehen konnten. Hellerau wurde 1909 gegründet und ist eine der ersten Gartenstädte Deutschlands. Schon damals zog Hellerau eine Reihe „alternativer“ Künstler an, die dort lebten, arbeiteten und wirkten. An diese Geschichte schließt sich die heutige Stellung dieser Wirkungsstätte an. Dresden ist eine konservative Stadt, die einen hohen Identifikationswert für die Bürger bietet. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb ist sie sehr im Barocken verhaftet und hat Schwierigkeiten mit der zeitgenössischen Kunst. Herr Jaenicke sprach von der Vision, dass Hellerau dies ändern könne und zum wichtigsten Zentrum zeitgenössischer Kunst im Osten werden sollte. Platz zum Arbeiten, Wohnen und Kreieren im 21. Jahrhundert bietet die renovierte und wiederaufgebaute Künstlerstätte. Der Verpflichtung, dass die Stadt im dialektischen Verhältnis mit den Künstlern stehen kann, wurde auch in der Gegenwart nachgegangen: Projekte für Jugendliche und Kindergartenkinder werden angeboten. Aber darüber hinaus will Hellerau auch Spielraum für viel Neues bieten mit Unterstützung eines guten Netzwerkes an Sponsoren und weiteren Finanziers.

Kurz nach dem Gespräch mit Herrn Jaenicke ging es für uns im dicht gedrängten Programm weiter zum Staatsschauspiel Dresdens, wo wir auf Herrn Schulz trafen. Nachdem wir am Abend zuvor ein experimentelles Stück gesehen hatten, waren wir in einem klassischen Theater der deutschen Theaterlandschaft und sprachen mit dem Intendanten über „die Idee Theater“. Der Ansatzpunkt von Herrn Schulz war die Aufgabe, die er übertragen bekam, nämlich „das Theater in die Zukunft hinein zu führen“. Seine langjährige Erfahrung als Dramaturg hilft ihm dabei, da er das Verständnis für Theaterabläufe, aber auch für unverfremdete Arbeit mitbringt. Für letzteres, so erklärte er uns, ist die Angstfreiheit vor Kritik und zu großer Kompromissbereitschaft sehr wichtig. Gerade in seiner jetzigen Situation wird dieser Erfahrungsschatz Herrn Schulz wohl besonders zugute kommen, gilt Dresden allgemein als eine sehr konservative Stadt, die sich über eine von der Gegenwart und dem Leben abgekoppelte Kunst und Kultur definiert, lokal patriotisch und dennoch zeitgleich unglücklich mit sich selbst ist. Bei seinen Ausführungen zu seiner Arbeit erklärte Herr Schulz das Theater zu einer Art der Ethnologie aus der Distanz. Dieser Gedanke ist mit der „Idee des Theaters“ als Ort, wo Fremdes kennen gelernt wird und Differenzen ausgehalten werden in einem geschützten Raum und einem vertrauten Rahmen, gut in Einklang zu bringen. Kunst und Kultur kön-

nen sehr wohl als Katalysatoren für Weiterentwicklung auf gesellschaftlicher Ebene betrachtet werden.

Am Abend hatten wir die Gelegenheit, uns ein Stück des klassischen Theaters anzuschauen. Bertolt Brechts „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“ wurde aufgeführt. Die Inszenierung war aufwühlend und unterstrich die Worte von Herrn Schulz, der uns kurz zuvor noch seinen Gedanken mitgegeben hatte: „Das Theater ist ein geschützter Raum, in dem Differenzen ausgehalten und Fremdes kennen gelernt werden kann.“

Am dritten und letzten Tag unseres Dresden-Aufenthaltes waren noch die Gespräche mit Professor Ohlau sowie Matthias Mohr auf dem Programm. Professor Ohlau ist der Leiter des Sächsischen Kultursenats und hatte zuvor über 30 Jahre am Goethe-Institut und davon 25 Jahre im Ausland verbracht. Bevor er nach Dresden kam, waren Stationen seines Wirkens u.a. Skandinavien, Indien, Kairo, München und New York. Seit 1991 hat Professor Ohlau die Aufgabe übernommen, die Staatliche Kulturstiftung aufzubauen und als Präsident den Sächsischen Kultursenat zu leiten. Er konnte uns damit sehr gut vermitteln, welchen Umbruch die Wende für die Kulturlandschaft in den ehemaligen DDR-Ländern bedeutete. Da die DDR sich über die Zentralsteuerung sehr stark für den Erhalt von Kulturgütern eingesetzt hatte, kam nach der Wende die Sorge auf, dass mit dem Wegfall der Zentralsteuerung der kulturelle Schatz nicht das gleiche Maß an Schutz und Förderung erhält. In Sachsen sollte diese Aufgabe der Sächsische Kultursenat und die Kulturstiftung übernehmen. Beide Gremien wurden eingerichtet, um die Kultur nicht mit politischer Administration zu vermischen. Der Kultursenat stellt dabei das Beratungsgremium in allen Kulturbelangen für die Politik dar, und die Kulturstiftung hat es sich zur Aufgabe gemacht, über Stipendien und Käufe von Werken junge Künstler der freien Kulturszene zu fördern. Dass Kultur auch nach der Wende eine große Rolle in Sachsen spielt, lässt sich auch daran erkennen, dass es bisher auch das einzige Bundesland ist, in dem Kultur Pflichtaufgabe der Kommunen ist. Professor Ohlau hatte uns in seinen interessanten und sehr aufschlussreichen Erzählungen eine Menge über die Kulturlandschaft Sachsens aus gesellschaftspolitischer Sicht mitteilen können.

Nach dem Gespräch mit Professor Ohlau hatten wir noch die Gelegenheit mit Matthias Mohr, Assistent von Heiner Goebbels, über das Stück „Stifter‘s Dinge“ zu sprechen. Dabei gingen wir auf unsere Eindrücke ein, aber auch eher technische Fragen zu Umsetzung und Entwicklung einer solchen Inszenierung beantwortete Matthias Mohr uns bestens. Ehe wir uns dann auf den Rückweg nach Mannheim machten, rundete das gemeinsame Mittagessen unser spannendes und eindrucksvolles Programm ab.

von Iria Budisantoso

Angekommen in Dresden

Nach mehrstündiger Fahrt im ICE erreichen wir Dresden und quartieren uns als erstes in unserem Hotel ein. Wenig später brechen wir schon auf gen Hellerau, wo wir im Europäischen Zentrum für zeitgenössische Kultur nach einem Treffen mit Komponist und Dramaturg Heiner Goebbels seine performative Installation „Stifters Dinge“ sehen werden...

Treffen mit Heiner Goebbels. Ein fiktives Interview
(unter Rückgriff auf persönliche Notizen während des Gesprächs)

Ein grundlegender Gedanke, der Heiner Goebbels bewegt, ist „Theater neu zu denken“. Unter Rückbezug auf Brecht, der die Trennung der Elemente proklamierte, müsse das Bewusstsein wieder darauf gelenkt werden, dass alle Elemente von Anfang an mitwirken...

Bronnbacher: Was heißt das für das Theater?

Heiner Goebbels: Es benötigt ein Aufbrechen des konventionellen Aufbaus, in dem das Mise-en-scène, also Licht, Musik etc. nur als Verstärkung der Schauspielleistung dienen, um dann zu einer „Polyphonie der beteiligten Elemente“ zu gelangen. Diese Umdeutung und -bewertung resultiert dann in einer Variation des Fokus, da durch dieses Aufbrechen die Bedeutung des Gesehenen/Gehörten/Erlebten nicht mehr eindeutig festgeschrieben ist. Es geht also konkret darum, die schauspielerische Leistung, das Licht, das Bühnenbild, Musik, Text etc. jeweils eigentümlich zu würdigen und unhierarchisch zusammenzusetzen. Mir geht es nicht darum, eine Fokussierung auf eine Aussage, der alle Medien, Vorgänge, Techniken gehorchen, zu machen.

BB: Können Sie das an einem Beispiel verdeutlichen?

HG: Im klassischen Theater ist der Ablauf so: Ganz am Anfang steht die Komposition, zum Beispiel einer Oper; dann werden im Laufe von etwa zwei Jahren Gesang, Schauspiel, Orchester trainiert; erst wenige Tage vor der Aufführung kommen Kostüm und Requisite, am letzten Tag das Licht dazu. Dies verdeutlicht, welche Stellung diese Nebensächlichkeiten im klassischen Theater haben.

BB: Was machen Sie anders?

HG: Wie oben schon erwähnt, ziele ich auf eine Polyphonie der beteiligten Elemente ab. Das bedeutet vor allem, dass es keine Bedeutungshierarchie gibt: Schon von Beginn an sind ALLE Mitwirkenden, also Schauspieler, Musiker, aber eben auch die Techniker gleichberechtigt am Entstehungsprozess beteiligt. Freiheit ist die größte Motivierung! Erst muss ich alle Künstler und ihre Fähigkeitsspektra kennen lernen und hier ist mir eine Offenheit gegenüber den Potentialen ganz wichtig, die sich auch über den „Bestimmungsrahmen“ hinaus erstrecken können oder sogar müssen ...

BB: Zum Beispiel?

HG: ... zum Beispiel der Musiker, der auch spricht oder schauspielert. Das kann durchaus auch zu komplizierten Situationen führen. So arbeitete ich einmal mit einem Ensemble zusammen, dessen Aufgabenbereich vertraglich festgelegt war – sprich, für zusätzliche Schauspielleistungen wollten sie zusätzliche Gage. Das war natürlich im Rahmen des Budgets nicht möglich! In der Zusammenarbeit mit allen Mitgliedern ist also von großer Bedeutung, dass sie die Offenheit und Bereitschaft mitbringen, sich auf meinen unkonventionellen Weg einzulassen. Darum lege ich großen Wert darauf, alle Mitarbeiter konstant zu halten.

BB: Wie sich das anfühlt, werden wir aus einem Interview mit Matthias Mohr, ihrem künstlerischen Assistenten, noch zu hören bekommen. Können Sie noch kurz etwas zu diesem Ort sagen, an dem wir heute Ihre performative Installation „Stifters Dinge“ zu sehen bekommen?

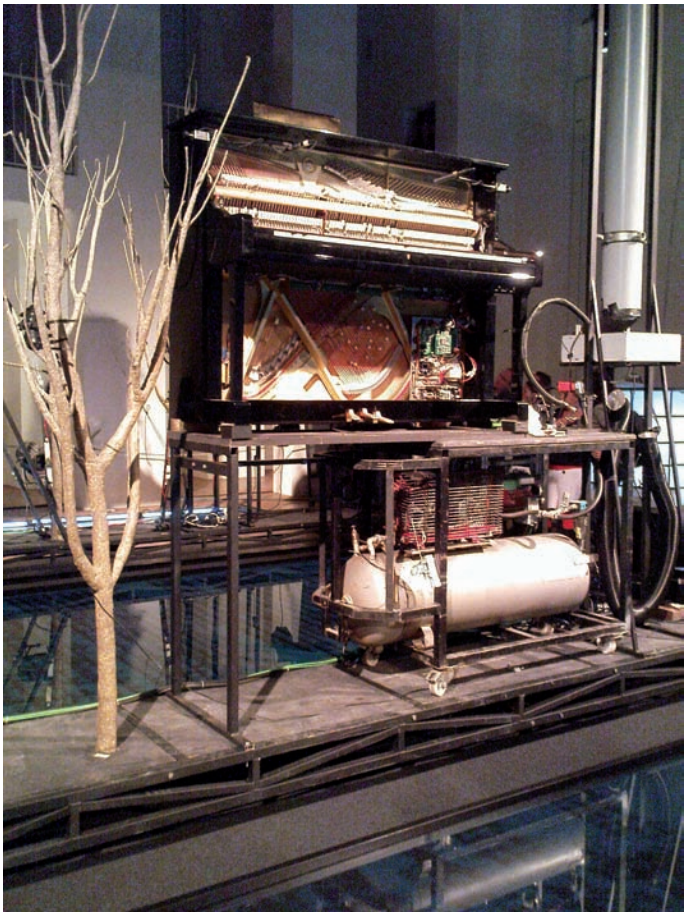
HG: Hellerau war der Spielort der deutschen Avantgarde

vor dem 1. Weltkrieg, Künstler wie Kafka und Stravinsky und Zeitgenossen hielten sich hier auf. Hier fanden große Experimente statt und wichtige Errungenschaften für die Kunstszene wurden erreicht. Hellerau ist somit ein sehr wichtiger Ort, und ihn neu aufleben zu lassen nach der Umfunktionierung während der DDR ist eine wichtige Aufgabe.

BB: Obwohl Dresden bereits ein großes Angebot sehenswerter künstlerischer und kultureller Institutionen besitzt?

HG: Übersehen Sie nicht die Probleme, die der Institution Theater innewohnt – die künstlerische Praxis, die Grundlage für den Theaterbau war, stammt von der Jahrhundertwende und ist weit überholt. Da bietet Hellerau eine wichtige Alternative!

BB: Herr Goebbels, wir danken Ihnen für das Gespräch.



„Stifters Dinge“

Eine performative Installation, bei der die Bedeutungszentren ständig zwischen Bodenfläche, seitlichen Gerätschaften, Lautsprecherboxen, Deckeninstallation, Flüssigkeitsbehälter, rückwärtigen Gerätschaften, usw. hin und her sprangen, bei der Klaviere eine Rolle als Requisiten, Klangkörper, Projektionsfläche und Akteure einnahmen. Licht, Wasser, Sprache, Musik, Geräusche und die einzigen Menschen die sichtbaren Mitarbeiter, welche die – normalerweise durch den Vorhang verdeckten – Umbauten in die Performation integrierten. Hier ein Ausschnitt von Eindrücken der Zuschauer:

„Ich persönlich war sehr angetan oder besser aufgewühlt von der Komposition. Die verschiedenen Bilder und Klänge, die hierbei erzeugt wurden, regten in besonderem Maße zum Nachdenken und Hinterfragen an. Besonders feststellen musste ich hierbei, wie sehr ich doch selbst in traditionelle Strickmuster eingefahren bin und mich nur schwerlich bspw. darauf einlassen konnte, dass es eben keinen konkreten Handlungsfaden gab. Anfangs habe ich mich in gewisser Weise daran gestört, dass ich trotz der Maschinerie und der (fast) Menschenleere immer noch wusste, dass eben der Mensch dahinter steht und die „Menschenöde“ quasi keine war. (...) Ansonsten fand ich die Stimmung des Stückes sehr bedrohlich, besonders als der Maschinenkomplex auf uns Zuschauer zurollte, fühlte ich mich stark bedrängt. Diese eher unbehagliche Stimmung wurde bei mir auch nur an ganz wenigen Stellen aufgelöst, bspw. als die Leinwände einen Sonnenauf-/-untergang darstellten.“

„Was für mich an Theaterstücken am schlimmsten ist, wenn ich am Anfang nicht weiß, was passiert. Mich quälen dann Fragen wie: Bekomme ich alles mit? Sind die Plätze gut? Wer hilft mir im Nachhinein? Bei „Stifters Dinge“ waren diese Ängste aber alle unbegründet (abgesehen

von der kurzen Geschichte, die erzählt wurde). Diese Tatsache hat dazu geführt, dass ich die ganze Zeit fröhlich gestimmt war. Kein bisschen negativ. Ich habe mich nie bedroht gefühlt. Immer war da ein neugieriger Gedanke. Impulse wie: Was jetzt? Wieso jetzt? Oooooh? Kommt noch was? Bitte lass das Stück jetzt nicht zu Ende sein! Ständig war was Neues zu beobachten. Tolle Effekte mit den Leinwänden, dem Wasser, dem Lichtspiel, den Klavieren etc. Auch wenn die Kulissen im Nachhinein betrachtet bedrohlich wirkten, ich habe das Stück richtig genossen. Nur einmal hat mich das Stück erschlagen und zwar als das Licht an ging und uns geblendet hat."

„ ‚Stifters Dinge' gefiel mir sehr gut. Einige Passagen fand ich aber auch bedrohlich. Vorher quälten mich viele Fragen. Wie beispielsweise wie das funktionieren soll."

„Ich war fasziniert, wie viele Dinge einen in Anspruch nehmen können in einem Raum, in dem die Abwesenheit des Menschen eigentlich zu viel mehr Anwesenheit führt ... denn plötzlich war da keine klare Bedeutungshierarchie mehr, sondern alles hatte einen Platz bzw. konnte sich in den Vordergrund drängen. Ich habe mich die ganze Zeit dabei ertappt, Sinn stiften zu wollen ... Bedeutung zuzuweisen, zu verknüpfen, zu verstehen. Und gerade dieses Streben wurde nochmals so wunderschön ad absurdum geführt, als uns die Bildprojektion nur fragmentiert deutlich gemacht wurde, ein Teil immer unsichtbar, diffus verblieb, uns im Unklaren darüber ließ, ob wir etwas verpassen ... Einzig gestört hat mich, dass die Klaviere/ihre Körper so prominent waren, dass sie schon fast zu Figuren wurden ..."

„ ‚Stifters Dinge' genoss ich (...), nachdem ich nur vage Vorstellungen davon hatte, was mich erwartete, war ich positiv überrascht, wie angenehm und ästhetisch dieses Musiktheater war. Ich verfolgte das Stück eher wie ein Konzert, bei dem man sich weitestgehend auf die Klänge der Musik konzentriert und das Ensemble auf der Bühne als visuelle ‚Unterstützung' betrachtet. Wie gesagt, ich war sehr angetan von der Ästhetik des Ensembles auf der Bühne – das hatte ich irgendwie nicht in der Form erwartet."

Treffen mit Prof. Dr. Martin Roth, Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlung Dresden

Welcher Unterschied zu Hellerau, das sich noch im Prozess befindet, sich gleich dem Phoenix aus der Asche zu erheben, waren die Gebäude der Staatlichen Kunstsammlung! Eine sehr ansprechende, ästhetische Mischung aus liebevoller Sanierung, Restaurierung und Modernisierung alter Gebäudeteile gemischt mit modernen Elementen, die sich harmonisch einfügen, wie zum Bespiel die Glasüberdachung des Innenhofes ... Wir wurden herzlich von Herrn Roth begrüßt und an den Schlangen der wartenden Museumsbesucher vorbei durch einen Nebeneingang in das Herz des Gebäudes, die Generaldirektion, geführt. Hier gab es oberhalb des Bürobereichs einen Konferenzraum, in dem Herr Roth uns Einblicke in sein Leben und Wirken gab und sich unseren Fragen stellte.

Sein Werdegang

Nach einer Zeit, in der er sich ausprobierte – unter anderem auch im sozialen Bereich – studierte er Kulturwissenschaften in Tübingen; weitere Stationen waren Berlin und Paris, wo er promovierte. Für die Expo in Hannover erarbeitete er Konzept und Umsetzung, er war Kurator

einer Bismarck-Ausstellung und landete schließlich in Dresden, wo ihm die Leitung der Staatlichen Kunstsammlung übertragen wurde. Nicht alles war so geplant, sagt er, und nicht immer hatte er es in der Hand: „Glück haben, sich treu bleiben und zur richtigen Zeit die richtigen Menschen treffen“, das waren für ihn entscheidende Komponenten, die seinen Weg mitbestimmten. Doch auch in der jetzigen Führungsposition, die ihn in engen Kontakt mit der Politik bringt, sieht er sich nicht als „konform“: „der Widerstand bleibt, denn sich raus halten schafft keine Veränderung!“ Dieses Credo zieht sich wie ein roter Faden durch seine weiteren Schilderungen: „mittenrein, mitmachen, in den Prozess, dann verändert sich was!“

Sein Ansatz

Trotz des erhaltenden, konservierenden Charakters seiner Arbeit sucht Herr Roth die Begegnung, die Reibung, den Konflikt; sein Ansatz ist vor allem öffentlichkeitsorientiert. Die Hauptthemen seiner Arbeit sind:

- *Sicherung des Vorhandenen.* Baumaßnahmen, welche die Notwendigkeiten einer Kunst- und Kulturlandschaft berücksichtigen, umfasst dieses Thema ebenso wie eine fortlaufende Bestandsaufnahme in digitalisierter Form, die unter anderem oft auch dabei helfen soll, zur Besitzstandklärung beizutragen, ein Politikum, das viel Fingerspitzengefühl erfordert. Doch nicht nur das Vorhandene soll gesichert werden, ein weiteres Thema ist die

- *Internationalität der Sammlung.* Nicht nur die ganze Bandbreite der Kunst- und Kulturgeschichte Europas soll in der Staatlichen Kunstsammlung vorliegen, Herr Roth zielt zudem darauf ab, neue Zielmärkte zu erschließen, ob in Indien oder China; eine Ausstellung der Geschichte der Aufklärung auf dem Platz des Himmlischen Friedens stellt auch eine politische Herausforderung dar. Wichtiger Bestandteil ist auch die Wiederbelebung der alten Verbindungen Dresdens zur Chinoiserie. Er zeigt auch großes Interesse am Islamischen Raum; große Anziehung üben das Taj Mahal und die Verbotene Stadt auf ihn aus. Aber sein Blick richtet sich auch nach Innen:

- *Mehr Wissenschaft in die Museen*. Natürlich setzt sich Prof. Roth auch mit wirtschaftlichen Fragen auseinander, die sich zwangsläufig aus seiner Position ergeben. Notwendig ist für ihn, mehr Wissenschaft in die Museen zu bringen, nicht nur aus fachlicher Perspektive. Denn um Kunst und ihre Rentabilität zu erfassen, sie zu evaluieren, können betriebswirtschaftliche Maßstäbe nicht einfach angewendet werden: So kann etwa die Formel Besucher/m² nicht als Kennziffer für die Rentabilität eines Museums dienen – es benötigt eine „Übersetzungsleistung“. Hier geht es eben nicht darum, die reine Lehre zu vertreten, sondern es ist oft auch viel Argumentations- und Überzeugungsarbeit notwendig, und „es gibt Überzeugungsvorgänge, die nicht immer inhaltsorientiert sind“. Kritisch sieht er das viel gepriesene Modell der Public-Private-Partnership, dem Kultursponsoring, das immer intensive Zusammenarbeit erfordert und oft von konfliktträchtigen Interessendivergenzen geprägt ist. Für ihn erzeugt nur ein klares Konzept der einheitlichen Trägerschaft die notwendige Verantwortung.

Seine Sicht von Dresden

Dresden war bis in die 1930er kosmopolitisches Zentrum und hat es verdient, wieder seine alte Größe zu erreichen. Problematisch für Herrn Roth ist das deutsch-konservative Klein-Klein, das die große Chance einer Verbindung zwischen Ost und West, zwischen Orient und Okzident, die in Dresdens kulturellem Erbe veranlagt ist, aus den Augen zu verlieren droht. Es benötigt eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen Kultur, Politik und Wirtschaft, ein Bereich, in dem in Deutschland noch großer Nachholbedarf besteht. Als positives Beispiel berichtet Herr Roth von einer Kooperation mit einem First-

Nations-Museum in Kanada, bei der die Olympischen Spiele als Rahmen zur Vertragsunterzeichnung genutzt wurden: hier kam es zur konkreten und positiven Zusammenarbeit zwischen Wirtschaft, Kultur und Politk.

In seinem Schlusswort richtet sich Herr Roth nochmals ausdrücklich gegen eine Betrachtung von Kunst und Kultur aus reinem Rentabilitätsdenken; er sieht die Notwendigkeit für eine Haltung, dass Kunst und Kultur ein Güter sind, welche uns allen gehören, gesellschaftlicher Besitz sind und sich somit der Privatisierung entziehen. Abschließend offerierte Her Roth ausdrücklich allen Stipendiaten, in der Zukunft einen Einblick in seine Arbeit zu nehmen.

Eine sehr eindrucksvolle Begegnung! Auf der Fahrt hinaus nach Hellerau, wo unser nächstes Treffen stattfinden soll, sprudeln nur so die Fragen aus mir hervor: Inwiefern ist es notwendig, mit dem Ziel, Dresden als wichtigen internationalen Kulturstandort zu etablieren, auch im Bewusstsein der Bevölkerung integriert zu sein? Wie weckt man „Kulturneugier“ in den Menschen, wie erzeugt man die notwendige kulturelle Offenheit bei wachsender Internationalität? Beschränkt sich diese Selbstwahrnehmung auf eine kleine Community des Kulturbürgertums oder kann es auf eine ganze Stadt oder sogar Gesellschaft ausgeweitet werden? Trotz aller Irrationalität, die Herr Roth dem Artikel von Florian Illies in der Zeit vorwirft. Kann ein solcher Artikel nicht auch einen Beitrag leisten, Humankapital kultureller Prägung nach Dresden zu ziehen und vielleicht auch das Dresdner Selbstverständnis zu verändern? Wie geht man mit der Kluft zwischen „einfachem Mann“ und „Kulturelite“ um? Erfordert ein gesellschaftliches Bewusstsein für ein „Kunst und Kultur gehört uns allen“, wie es Herr Roth fordert, nicht auch eine Annäherung an die Gesellschaft als Ganzes, ein „Wir“-Gefühl? Wie geht man mit dem Problem der Dialektik des „Selbstbewusstseins“ und national-konservativer Tendenzen um, die sich Deutschland aufgrund seiner Vergangenheit und dem Osten ganz aktuell ja stellen?

Treffen mit Dieter Jaenicke,
künstlerischer Leiter des EZK Dresden-Hellerau

Herr Jaenicke empfing uns in den Räumlichkeiten, die wir schon am Vorabend kennen gelernt hatten. Nach einer Einführung in die Geschichte des Ortes gab er uns einen kurzen Überblick über den künstlerisch-politischen Ansatz Helleraus, seine persönliche Interessen und führte uns zum Abschluss noch durch das Gebäude.

Geschichte Helleraus

Kurz vor Ausbruch des 1. Weltkriegs herrschte europaweite Aufbruchsstimmung, die demokratischen Ideen der 1848er Revolution resultierten in vielen interessanten Reformansätzen auch in der Kultur- und Kunstszene. Dazu gehörten zum Beispiel die „Deutschen Werkstätte“, die sich die Idee der „guten Form für Jedermann“ unter der Prämisse hohe Qualität zu erschwinglichen Preisen zu erzeugen, auf

die Fahnen schrieb. Aber auch die Idee der „Gartenstadt“ unter dem Motto des angenehmen Wohnens für jedermann entstand in dieser Zeit. Hellerau war eine solche „Gartenstadt“, seine Entstehung geprägt von der Lebensreformbewegung um K. Schmidt und W. Dorn. Die Gründung des Schauspielhauses ging vor allem auf Jaques,Dalcrozes Rhythmik, deren Ansatz im deutschen Ausdruckstanz resultierte, zurück. Die „Gartenstadt“ sollte Arbeit, Wohnen und Kunst/Kreativität an einem Ort vereinen. Von 1914 bis

1917 erlebte Hellerau seine Glanzzeit als europäisches Kulturzentrum, Kafka, Rilke, Stravinsky und die Vor-Bauhaus-Bewegung fanden sich an diesem Ort ein. Der erste Weltkrieg wirkte als Bruch – er bedeutete das Ende der Freiheit. Dennoch hatte Hellerau großen Einfluss auf die deutsche und europäische Kulturszene der 1920er.

Der Ort, missbraucht als Polizeischule während der Herrschaft der NSDAP, erfuhr auch die Rhythmik und ihre Entartung durch die Nazis; sie wurde von ihnen für das Konzept „Kraft durch Freude“ zweckentfremdet. Zu Zeiten der DDR diente der Ort als Standort der Roten Armee.

1989/90: Nach dem Zusammenbruch von DDR und der Wiedervereinigung wurde Hellerau sofort durch die lokale Künstlerszene besetzt, es kam zur Gründung der „Europäischen Gesellschaft für Kunst und Kultur“. Seit 2002 werden die Gebäude renoviert – mehr als 20 Mio Euro wurden bereits investiert – das „Dresdner Zentrum für Zeitgenössische Musik“ siedelte sich in Hellerau an und konnte mit Forsythe einen renommierten Choreograph des zeitgenössischen Tanztheaters für sich gewinnen.

Der Ansatz

Ziel Helleraus ist es, an die Ursprungsideen der Gründerzeit anzuknüpfen, diese aber unter den Bedingungen und Notwendigkeiten der Gegenwart umzusetzen. Zentral sind zeitgenössischer Tanz und Musik, aber auch die Künste neuer Medien – ob Video, Elektronik, digitale Technik – sollen Platz finden. Weiteres Ziel ist es zudem, mit weiteren Renovierungsarbeiten Raum zu schaffen für bildende Künstler, die mit ihren Ausstellungen das ganze Haus besetzen können. „Stifters Dinge“ stellt in diesem Sinn eine exemplarische Vorstellung für das dar, was Hellerau ausmachen soll. Das durchgängige Jahresprogramm hat eine explizit zeitgenössische Ausrichtung: Was entsteht heute? Welche Fragestellungen tauchen auf? Was ist wichtig für Dresden, Sachsen, den Osten? Die konservative Ausrichtung Dresdens mit seiner hohen Barockpräsenz resultiert in der Problematik, dass wenig Bewusstsein für zeitgenössische Kultur vorhanden ist, was die Notwendigkeit der Etablierung eines zeitgenössischen Verständnisses zum zentralen Aufgabenelement macht. Ziel ist somit, zum wichtigsten Zentrum für zeitgenössische Künste im Osten Deutschlands zu werden. Hellerau will aber explizit nicht nur Aufführungs- und Ausstellungsraum, sondern auch Produktionszentrum werden, „Arbeitskunst“ durch die Einrichtung von Wohneinheiten kombiniert mit Ateliers/Übungsräumen ermöglichen und ein Cross-Over zwischen Wissenschaft und Kunst erreichen.

„Jede künstlerische Organisation muss sich im Lokalen erden“: dies bedingt nicht nur die Zusammenarbeit mit ansässigen Kunsthochschulen, auch müssen politische Bereiche aktiviert werden und die Verbindung zu den vielfältigen kulturellen Institutionen Dresdens gesucht und der Kontakt zu lokalen Schulen und Jugend geschaffen werden. Gerade die Zielgruppe Jugend ist für die zukünftige Etablierung von zentraler Bedeutung und hat bereits erste Erfolge für sich verbuchen können, wie zum Beispiel aus der Zusammenarbeit mit der Gruppe „Knife“.

Für Herrn Jaenicke selbst stellt der Osten ein interessantes Arbeitsfeld dar, das großes Entwicklungspotential in sich trägt und in Bewegung ist. Die Diskrepanz zum Westen drückt sich nicht nur im Selbstverständnis der Kulturpolitik aus, die sich vom Diktat zum Dienstleister hinsichtlich der Verwendung der Mittel wandelt, aber auch und vor allem im Unterschied hinsichtlich Identität und Selbstverständnis, verstärkt durch die Erfahrung des Bruchs nach der Wende und der Notwendigkeit der Anpassung an ein vorherrschendes System.

Treffen mit Wilfried Schulz,
Intendant des Schauspielhaus Dresden

Es wird Abend. Wir brechen aus Hellerau auf zurück gen Dresden, wo wir im sehr eindrucksvollen Gebäude des Schauspielhauses den Intendanten, Wilfried Schulz, treffen. Er lässt uns teilhaben an seinem persönlichen Werdegang, an den Aufgaben und Hürden, denen er sich in seiner Arbeit hier stellen muss, an seinen Zielen und Idealen.

„Die Dinge sollen wachsen und sich entwickeln“

Werdegang

Aus ostdeutschem Elternhaus stammend, wuchs er in Westberlin auf, das er schon bald als deutsch-deutschen Brennpunkt erlebte, das durch seine Enklavensituation und seine politisierte Stellung für ihn einen besonderen Raum darstellte. Die Themen Umgang mit dem Erbe des Nationalsozialismus, Abgrenzung von autoritären Strukturen und Generationenkonflikt prägten seine Jugend. Er studierte unter anderem Theaterwissenschaften, denn „im Theater werden Welten entworfen, kreiert, Dinge werden durchgespielt – ein Raum, auszuprobieren, ohne Recht haben zu müssen (...) Intendant ist ein Amt, Dramaturg ist mein Beruf“.

Für ihn ist die Angstfreiheit wichtigstes Gut – Publikum, Kritik, Betrieb, Ensemble sollen ihn nicht als Relativierungsinstanz erleben, sondern einen eigenen Punkt etablieren, der immer revidierbar bleibt. Seine Stationen umfassten Heidelberg; Stuttgart, wo er unter seinem Mentor Iwan Nadel arbeitete; in Basel war er Chefdramaturg unter Intendant Frank Baumbauer und beschäftigte sich mit der Frage, welches Konzept am besten für eine Stadt passt; er leitete in Hamburg die größte deutsche Schauspielbühne; und hatte als letzte Station vor Dresden die Intendanz am Staatsschauspiel Hannover inne.

„Heimat ist in mir, Heimat trage ich mit mir herum, Heimat ist ein Kontext, den ich mir schaffe“

Leitendes Motiv blieb für ihn die Frage, wie man Theater in die Stadt hinein entwirft. Dazu gehört für ihn, sich die Frage zu stellen, welche Art von Theater sich für eine Stadt eignet, was für ihn auch damit verbunden ist, sich auf die Suche danach zu machen, welchen Beitrag man machen kann. Ähnlich seinem Lebensweg, zeichnet sich für ihn auch das Theater durch sein Selbstverständnis der Schnelllebigkeit, der schnellen Bewegung im künstlerischen Bereich aus; die Theaterarbeit stellt für ihn eine Form unentfremdeter Arbeit dar, die nicht an Geld oder Karriere orientiert sich im Erstellen und Verwirklichen eines Kunstwerks, eines Wunsches, einer Idee zum Ausdruck bringt und dadurch zur Erfüllung führt. Einzige Konstante in seiner Arbeit waren die Mitarbeiter, die teilweise über mehrere Orte hinweg mitwechselten. Seine Scheu, strukturelle Macht und Verantwortung zu übernehmen, resultierte in der Ablehnung mehrerer Intendanzen, und es brauchte Zeit, bis er diese Stufe der Letztverantwortung für alle Bereiche ohne absichernde Instanz darüber erklimmen konnte und wollte. Die fehlenden Kenntnisse in betriebswirtschaftlichen Fragen, die zur Folge hatten, dass er sich das zusätzliche Wissen mühselig in Nachtschichten aneignete, stellten innerlich ein Hindernis für ihn dar; doch unter der Prämisse „Leitung nach gesundem Menschenverstand“ wagte er sich an diese Arbeit. So ist sein Leitungsmodell auch aus der eigenen Erfahrung heraus

geprägt, kommt konzeptionell aus der Dramaturgie: wie bereits in Hannover ist auch die Arbeit in Dresden durch eine unabhängige, autonome Dramaturgie gekennzeichnet. Wichtig ist somit, immer ein Bewusstsein dafür zu haben, nach welchem Bild man seine Leitung konzipiert.

„Über die Zukunft des Theaters entscheiden nicht die Leute, die hingehen, sondern die, die nicht hingehen“

Eine große Aufgabe sieht Schulz darin, sich immer wieder mit der Öffentlichkeit auseinanderzusetzen, ihre Akzeptanz zu erwerben, wobei seiner Meinung nach dem „Image“ eines Theaters eine wichtige Funktion zukommt. Junge Leute für das Theater zu begeistern ist dabei eine wichtige und andauernde Herausforderung.

„Theater ist eine Abenteuerreise“

Doch wie prägt eine Stadt das Theater, welche Erwartungshaltungen sind da, und wie geht man mit ihnen um? Für Wilfried Schulz ist das ein Spiel, und hier huscht ein verschmitztes Lächeln über sein Gesicht, ein Spiel, bei dem man immer wieder austesten muss, wie weit man auf die Anforderungen eingeht und wo man darüber hinaus geht, wo sanfte Provokation Bewegung erzeugen kann, Reibung zu Entwicklung führt. Stillstand ist zu vermeiden, noch mehr aber eine Rückwärtsbewegung. Für Dresden entschied er sich, weil ihm diese Stadt am Entferntesten erschien: Denn trotz aller Kunst und Kultur war Dresden für ihn sehr konservativ und selbstbezogen, beherrscht von Lokalpatriotismus und weit weg von der Moderne – und zudem tief unglücklich mit sich selbst, verhaftet in DDR-Larmoyanz, regiert von Wirtschaftsliberalisten und einer Theatersituation im Dornröschenschlaf, mit einem recht konservativen und überaltertem Publikum. Das reizte ihn – zusammen mit seinen eigenen Wurzeln und seinem Interesse an der Reibung entschied er sich für Dresden mit dem Ansatz und der innerlich formulierten Aufgabe, Dresden in die Zukunft zu führen. So versuchte er die Themen, die er in der Gesellschaft fühlte, über den Spielplan aufzugreifen und zu thematisieren, wie zum Beispiel Goethes „Wilhelm Meister“, ein klassischer Bildungsroman, der die Entwicklung eines Menschen über die Berührung zum Theater schildert und so die Dresdner Sehnsucht nach Bürgertum, nach der Mitte der Gesellschaft aufgreift. Mit dem Ziel, die Begriffe Bürgerlichkeit und Konservatismus zu entkoppeln, versuchte er so, die der Bürgerlichkeit auch innewohnende Offenheit, Neugier und das Aufklärungsinteresse wieder zum Vorschein zu bringen. Auch andere Wege, wie eine Neuinszenierung von „Romeo und Julia“ oder ein Liederabend, sollten helfen, den bürgerlichen Konservatismus zu überwinden und neues Publikum zu akquirieren.

„Doch, der Dresdner lebt“

Mit diesem Kommentar zur anfänglichen Erfahrung in Dresden leitete er die Schilderung ein, mit der er die Annäherung an das Dresdner Publikum beschrieb. Nicht nur die Presse und der Verkauf von Eintrittskarten dienten hierbei als Erfolgsmaßstab, vor allem die Reaktion und das Verhalten der Zuschauer waren von großer Bedeutung sowohl für ihn als auch für die Schauspieler. Einführungen und Publikumsgespräche sollten als direkte Interaktionsmöglichkeit zwischen Theater und Publikum dienen und wurden auch gut aufgenommen.

„Der Erfolg eines Theaters ist sein stärkster Schutzschild“

Seine Rolle als Intendant sieht er mit gemischten Gefühlen: der finanziellen Abhängigkeit steht eine künstlerische Unabhängigkeit gegenüber, das „Credo der Freiheit“ ist vertraglich festgehalten, doch die Eingriffsmöglichkeit über die Finanzierungsdosis ist in seinen Augen nicht zu unterschätzen. Dennoch: der gute Ruf bleibt das Markenzeichen eines Intendanten, dessen Aufgabe vorrangig darin besteht, ein Gesamtbild eines Theaters herauszuarbeiten und es überregional positiv zu positionieren.

„Aushalten von Differenz“

Für Schulz ist der Kernpunkt dessen, was Theater erreichen kann, das Aushalten von Differenz. Theater ermöglicht es, das Entgegenkommen von etwas anderem, Fremden zu erfahren, sich damit auseinanderzusetzen, in einem warmen, geschützten, gemeinsamen Raum, in dem das Empfinden der Differenz über die Distanz zum eigenen Leben positiv wirken kann. Im Theater kann es zur Verhandlung von Themen kommen, zum Austausch über die Unterschiede in der Wahrnehmung, was eine grunddemokratische Funktion des Theaters impliziert, denn seine politische Dimension umfasst die Erziehung zur Toleranz durch die Erfahrung, Empfindung und Verarbeitung der Differenz, zur Bühne, zum Anderen.

Staatsschauspiel Dresden: Premiere „Die Heilige Johanna der Schlachthöfe“ von Bertold Brecht

Im Anschluss an dieses intensive Gespräch werden wir in der Kantine des Schauspiels verköstigt und eilen dann zur Premiere der Inszenierung der „Heiligen Johanna der Schlachthöfe“. Eine anspruchsvolle Vorstellung, ein Bühnenbild, das sich nur weniger Elemente bedient, ein riesiger Berg aus Metalltonnen, die einem Schlachthof entnommen scheinen, erzeugen eine kalte, metallene Wirkung, gegen die die Fleischlichkeit der Schauspieler überbetont zur Geltung kommt ... Ein Stück, das teils sehr kontroverse Eindrücke hinterließ:

“Was mich dennoch faszinierte war die schauspielerische Eleganz der Akteure, vor allem die schlichte Doppelbesetzung einiger Rollen hat mich aufgeweckt (da war ich zu erst ganz irritiert), man musste zwei Mal hinsehen um zu verstehen, wer nun was gerade spielt. Diese schauspielerische Flexibilität war vor allem ein guter Kontrast zu der monoton starren, kalten, zwar zweckmäßigen Bühne. Voll mit grauen Kästen, alle gleich, alle gleich funktional, ärmlich und bitter. Der Frust und das Emotionslose lag schon in der Atmosphäre. Als die große Mauer dann kurz vor Pause einstürzte, war das für mich ein persönliches Highlight. Den Einsturz hat man gesehen, gehört, gespürt, gerochen und den Staub leider auch geschmeckt. Es war ein Befreiungsschlag.“

„...es begeisterte mich in der Gesamtheit einfach nicht...“

„Vom Theaterstück war ich sehr enttäuscht. Die erste Hälfte gefiel mir sehr gut, ich fand die Art und Weise, wie mit den Stahlboxen, die den Charakter der Fleischfabrik sofort fühlbar machten, gearbeitet wurde, sehr beeindruckend – manchmal ist weniger ja mehr! Auch die Schauspielleistung war hier sehr stark. In der zweiten Hälfte ist mir das alles dann zu diffus geworden, zu sehr auseinander gebrochen, oft hatte ich das Gefühl, dass mit allen Brachialmitteln versucht wird, die Absurdität der inhaltlichen Ebene zu visualisieren, bis hin zum Ende, das mir fast unerträglich erschien ...“

„Das Theaterstück „Johanna der Schlachthöfe“ fand ich – trotz manch berechtigter Kritik – so eindrucksvoll, dass ich letzte Woche von Schlachthöfen geträumt habe. Vielleicht war die zweite Hälfte auch so durcheinander und fast chaotisch, um einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen?”

Im Anschluss waren wir zur Premierenfeier geladen, die uns einen interessanten Einblick ermöglichte, die vorher auf der Bühne erlebten Schauspieler in der darauf folgenden, losgelösten Stimmung zu sehen.

Treffen mit Herr Dr. Jürgen Ohlau,
Präsident des Sächsischen Kultursenats

Früh am Morgen ging es schon wieder weiter. Herr Dr. Ohlau vom Kultursenat Sachsens hatte sich für uns morgens zum Gespräch bereit erklärt. Er erzählte ein bisschen über seinen Lebensweg und schilderte dann die Aufgaben, mit denen er sich in seiner Arbeit hier in Sachsen und Dresden auseinandersetzt.

Über 30 Jahre arbeitete Herr Ohlau für das Goethe-Institut, mit Stationen in Skandinavien, Indien, Ägypten, München und New York. In den 1990ern kam dann das Angebot, im Freistaat Sachsen die Kulturstiftung zu leiten. Diese wurde gegründet mit dem Ziel, ein Kultusministerium zu ersetzen und so die Kultur vom politischen Betrieb zu externalisieren. War Sachsen vor dem ersten Weltkrieg noch Königreich gewesen, erfolgte die Ländergestaltung erst nach der Wiedervereinigung, da während der DDR der Osten Deutschlands in 17 Bezirke aufgeteilt war. Aus Dresden, Leipzig und Karl-Marx-Stadt wurde dann Sachsen gegründet. Das Ziel der Kulturstiftung war, die Kulturszene der drei Bezirke zu zentralisieren und den Umgang mit dem kulturellen Erbe der DDR zu gestalten: es zu erhalten, zu verändern oder umzustrukturieren. Die Notwendigkeit der föderalen Strukturen der Bundesrepublik erforderte es jedoch, eine kulturelle Landesvertretung auch auf politischer Ebene zu etablieren. So wurde die Kulturstiftung, der nunmehr die Förderung der freien Kulturszene verblieb, um den Kultursenat ergänzt, der eine beratende Funktion hinsichtlich aller kulturellen Fragen für die Staatsführung innehält. Verschiedene Konzepte wurden erarbeitet, um den strukturellen Gegebenheiten, die aus der DDR-Zeit hervor gingen, gerecht zu werden und den Erhalt der Kulturszene weitgehend sicherzustellen. Dazu gehörte auch die Etablierung sog. Kulturräume, die weitgehend autonom Verantwortung für die Kulturszene in ihrem Einzugsgebiet haben. Auch auf politischer Ebene besteht ein hoher Konsens hinsichtlich kultureller Fragen; Sachsens hohe Kulturverbundenheit, mit starker regionaler Ausprägung, resultiert in hohem kulturellen Selbstverständnis in den Kulturräumen und einer, bundesweit gesehen, Spitzenposition in der pro Kopf-Förderung.

Dresden ist Herrn Ohlau zu Folge geprägt von einer kulturellen Identifikation höfischer Art, aufbauend auf langen Traditionslinien, die bis auf die Kreuzschule und die Cruzianer zurückgeht. Das hohe Geschichtsbewusstsein resultiert aber auch in einem festgeschriebenen Kanon, der nicht in Frage gestellt wird. So hat auch aus seiner Perspektive die Moderne Kunst es schwer, Fuß zu fassen, wobei er das moderne Tanztheater William Forsythes in Hellerau als positives Zeichen wertet.

Große Aufmerksamkeit erfährt auch die kulturelle Jugendbildung, für die jedem Kulturraum ein Beauftragter zusteht, der für die Sicherung der Organisation und der Vermittlung des kulturellen Angebots verantwortlich ist.

Er sieht jedoch keine Marginalisierung unterer Gesellschaftsschichten und macht dies an Beispielen aus dem Erzgebirge, das nach dem Wegfall des Uranabbaus eine Neudefinition kulturellen Selbstverständnisses vollzog, und aus Leipzig, wo der Untergang der Baumwollspinnerei zum Wegfall vieler Arbeitsplätze führte und die eine Re-Identifikation über die Kunst erfuhr, deutlich. Er sieht es gerade als Besonderheit Sachsens an, dass

ein hohes kulturelles Bewusstsein sich durch alle sozialen Schichten der Gesamtbevölkerung zieht.

Treffen mit Matthias Mohr, künstlerischer Assistent von Heiner Goebbels

Nachdem uns Heiner Goebbels viel zu seiner Arbeitsphilosophie und seiner Kunst erzählt hat, bekommen wir im Gespräch mit seinem Assistenten Matthias Mohr die Gelegenheit, ohne Scheu Fragen zur Produktion, zur Bedeutung einzelner Elemente, zu Problemen und Herausforderungen, aber auch zu Erfolgen und Ergebnissen der Arbeit mit Heiner Goebbels zu stellen.

Matthias Mohr war erst Student bei Heiner Goebbels, wurde dann sein Assistent. Zu Beginn der Entwicklung von „Stifters Dinge“ stand als Grundansatz die Begegnung mit dem Fremden, der Blick auf das Fremde, wie er von Malcolm X, Stifter und dem französischen Ethnologen Levy-Strauss angestrebt wurde, als Gegensatz zu dem Eurozentrischen Ansatz, der unser Kulturverständnis durchzieht. Gerade im Text von A. Stifter entsteht das Gefühl, er begegne den Dingen, als würde er sie zum ersten Mal sehen; seine Texte führen zur Entschleunigung in seinen Beschreibungen und machen den Begegnungsprozess auch zeitlich fühlbar. Ein weiteres, wichtiges Thema für Heiner Goebbels, das in die Entwicklung

einging, war die Abwesenheit von Körpern: es sollte ein Stück ohne Schauspieler werden, das „Abwesenheit“ oder „Nähe des Fremden“ thematisiert. Es gab zu Beginn keine vordefinierte Form – wird es eine Installation? Ein Stück? – da die Bedingungen des Theaters mit all seinen Facetten schon die Zuschauerfixierung implizit veranlagt. Wichtig war, dass zu Beginn ein Team zusammengestellt wurde aus Experten aller Bereiche, wobei große Betonung auf der Gleichwertigkeit aller Disziplinen lag.

Viele Elemente des Stückes entstanden so im Prozess des Probierens und Erarbeitens. So war zum Beispiel die „Klammer“ des Stückes, der Auf- und Abbau, eigentlich nicht vorgesehen, ergab sich aber aus den Bedingungen der Installation, und auch das umstandsbedingte Element des Umbaus wurde durch Repetition zum choreographischen Element. Die „Untertitel“, die die Texte von Levi-Strauss übersetzten, waren nicht nur von Funktionalität gekennzeichnet, sondern erweiterten das Stück um eine Metaebene der Vermittlung, die eine veränderte Bedeutungszuweisung zur Folge hatte.

Was dem Zuschauer mal als Kakophonie, mal als Euphonie im polyphonen Klanggebilde erschien, war eine durchkomponierte Partitur; so wurden die Tasten eines Keyboards zu einem Orchester umfunktionalisiert, das nicht nur Klänge, Geräusche und Töne/Tonbandaufnahmen sondern auch visuelle Elemente, Licht und die Bewegung der Gegenstände steuern konnte. Auf diese Art und Weise entstand eine Gleichsetzung der verschiedenen Elemente, die zu leisten das konventionelle Theater weder in der Lage noch bereit ist. Diese Arbeit benötigte die intensive Zusammenarbeit der unterschiedlichen Bereiche, da es sich um ein Arrangement verschiedener Expertisen handelte.

Das hatte auch zur Konsequenz, dass es zum Aufbrechen der konventionellen Hierarchien im Team kommen musste, aber auch des klassischen Werks- und Urheberverständnisses. Die Offenheit, die diese Arbeitsweise bedingte, hielt

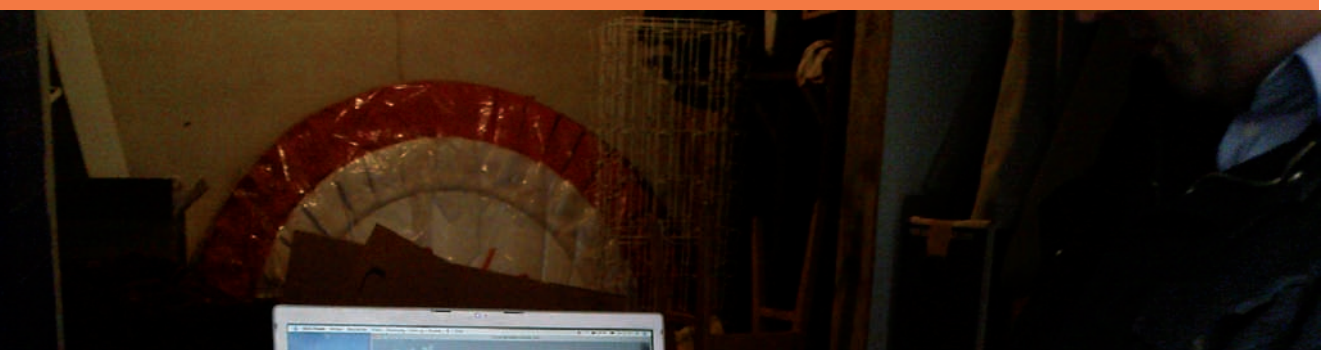
bis zur letzten Aufführung an, und der Prozess stellte sich als das entscheidende Element der Zusammenarbeit heraus. Dass in dieser Arbeitsform jeder Einzelne mit seinen Fähigkeiten ernst genommen wird, dass der Gegensatz Rolle vs. Funktion eliminiert wird, stellt alle Mitwirkenden vor große Herausforderungen, bedeutet aber auch großen Zugewinn für jeden, der die Chance bekommt, in einer derartigen Intensität künstlerisch wirken zu können.

Nach einem gemeinsamen, abschließenden Mittagessen ist unser Wochenende zu Ende gegangen. Es war voller intensiver Eindrücke, die der gedanklichen Nachbearbeitung bedürfen und uns alle sicherlich eine ganze Weile noch beschäftigen werden. Die Fülle an Angeboten wird sicherlich für jeden zu unterschiedlichen Wahrnehmungsschwerpunkten geführt haben, doch gerade das große Spektrum an Haltungen, Ideen, Konzepten und Arbeitsweisen, das auf den ersten Blick nicht zusammenhängend erschien und in seiner Vielfalt zu überwältigen drohte, fügte sich mit dem letzten Gespräch zu einem großen Ganzen zusammen: Ein mehrdimensionales, komplexes Bild eines Kultur- und Kunstraumgefüges, das wir aus ganz unterschiedlichen Perspektiven betrachten konnten, in das wir Einsichten bekamen, die vielen verwehrt bleiben und das sich letztendlich doch als ein zwar fragiles, aber in sich stabiles System beweist, an dessen Existenz und Fortbestand sehr viele, bisweilen gänzlich unterschiedliche Menschen mitwirken, die doch alle auch etwas gemeinsam haben: Das Bedürfnis, ihr Leben der Kunst und der Kultur zu widmen. An einem Ort, dessen historisches, architektonisches und geistiges Erbe genau das ermöglicht.

von Sascha Melchert

Intervention in Köln mit Merlin Bauer

30. Oktober bis 1. November 2009



Liebe deine Stadt

„Denn die gebaute Umwelt und ihr Sinn entstehen durch einen konfliktreichen Prozess zwischen den Interessen und Werten einander entgegengesetzter Akteure.“

Manuel Castell, Soziologe

Merlin Bauer lebt und arbeitet in Köln. Obwohl oder vielleicht gerade weil er kein gebürtiger Kölner ist, hinterfragt er mit seinem Projekt „Liebe deine Stadt“ die Kölner Identität. Karneval, Kölsch, die Brauhäuser: Das lieben die Kölner an ihrer Stadt. Wenn man aber ihr Verhältnis zur gebauten Stadt betrachtet, scheint sich die Identifikation jedoch auf den Dom zu beschränken. Merlins Projekt will den Blick für die städtebauliche Geschichte der 50er und 60er Jahre schärfen: „Liebe deine Stadt“ zeichnet seit Mai 2005 herausragende Gebäude dieser beiden Jahrzehnte mit überdimensionalen Preisschleifen aus.

Auch unter dem Begriff der „Intervention“ kann Merlin Bauers Wirken verstanden werden: Mit seinem auffälligen rot-weißen Kasten-Fahrrad sucht er Kölns „Un-Orte“ auf, die sich nicht in die aktuelle Ästhetik städtebaulicher Moden einfügen, aber dennoch stark die Atmosphäre und somit auch die Einzigartigkeit Kölns prägen, z.B. das Riphahn-Ensemble (Schauspielhaus) oder die Nord-Süd-Fahrt und vieles mehr. Im Gespräch mit Merlin wurde schnell klar, dass ästhetische Normen relativ sind und einer bestimmten Dynamik unterworfen bleiben. Städtische Bauten müssen dann aber aus ihrem Kontext heraus „verstanden“ werden und es gilt, vom eigenen Standpunkt zu abstrahieren. So zeichnet sich das Foyer des Schauspielhauses durch eine unglaubliche filigrane Gestaltung aus und die „Schlitten“ sind ein faszinierendes architektonisches Element. Dies

entdeckt man aber nur, wenn man sich dem Ensemble mit offenen Augen nähert und ihm nicht nur einen ersten Blick, sondern zumindest einen zweiten Blick schenkt. Dennoch stand der Abriss des Schauspielhauses zugunsten eines angeblich günstigeren – und somit aus der ökonomisch dominierten Sicht der Politiker sowie der Stadtverwaltung – Neubaus in der Kölner Kommunalpolitik zur Debatte.

Für mich bedeutete dieses Wochenende mit Merlin Bauer einen Impuls, die eigene kommunal-politische Perspektive zu relativieren, um die Vielfalt möglicher Sichtweisen zuzulassen. Am Ende eines langen Abends standen gegenseitige Appelle, die Fronten zu wechseln (Vorschlag Kommunalpolitiker zu werden, um das System von innen heraus zu verändern – aber auch die These, dass Kommunalpolitik mehr denn je von finanziellen Zwängen geleitet ist). Im Anschluss an das Wochenende verfolgte ich über mehrere Monate hinweg die bürgerschaftliche Initiative, u.a. ausgehend von Merlin Bauer mit Begeisterung – im Bewusstsein dessen, was als Bürger zu bewegen ist: Am Dienstag, den 13. April 2010 stimmte der Kölner Stadtrat schließlich dem Bürgerbegehren „Rettet das Schauspielhaus!“ zu und machte damit den Weg für eine umfassende Sanierung des Schauspielhauses frei. Die Initiative der Bürgerbewegung sowie 50.000 Unterschriften von Kölner Bürgern hat diese Entscheidung mit herbeigeführt.

Eine Chinesische Weisheit bringt die ökonomischen Zielkonflikte, die in meinem Zweitstudium der Betriebswirtschaftslehre hier in Mannheim wieder thematisiert werden: *„Mit Geld aber ohne Kunst ist man nicht wirklich reich, ohne Geld dafür aber mit Kunst ist man nicht wirklich arm.“*

von Eva Gredel
(Ausschnitt aus einem Beitrag zur Abschlussveranstaltung des Bronnbacher Jahrgangs 2009/2010)

Malereiwochenende mit Carsten Fock
20. bis 22. November 2009

Unser Malerei-Wochenende ...

... fand in Mannheim statt. Genauer gesagt: in der Aula des Mannheimer Schlosses, damit wir viel Platz haben, um unsere Kreativität zu entfalten zu können. Doch bevor es zum eigentlichen Malen kam, ein Blick auf die Vorbereitung: Carsten Fock war zumindest vom Hören und Sagen her kein Unbekannter. Bereits der vorherige Jahrgang hat mit Carsten zusammen gemalt und uns viele schöne Erzählungen und Erinnerungen weitergegeben. Machen wir es kurz, Monate vor diesem Wochenende war eine gewisse Aufregung und Grundspannung da. Um zu wissen, was uns wirklich erwarten sollte, mussten wir Carsten erst richtig kennenlernen.

Am Freitag, den 20.11.2009 war es dann soweit. Wir trafen Carsten gemeinsam zum Abendessen und konnten uns so auf einer privaten Ebene kennenlernen. Richtig los ging es aber dann Samstagmorgen. Jeder von uns hatte die Aufgabe, ein Musikstück mitzubringen, das uns in schwierigen und besonderen Zeiten begleitet hat. Unsere erste Aufgabe bestand darin, das Musikstück den anderen vorzuspielen und danach zu erzählen, warum dieses Musikstück einen besonderen Stellenwert in unserem Leben hat. Das besondere an dieser ersten Aufgabe war, dass teils sehr intime Erinnerung und Erlebnisse mit der Gruppe geteilt wurden. In diesen zwei Stunden, in der jeder sein Stück vorstellte, konnte man die besondere Energie, die den Raum füllte, wahrlich spüren. Mit dem Input aller Stücke und getragen von der besonderen Energie, sollten wir uns dann der zweiten Aufgabe, dem Malen, zuwenden. Im Mittelpunkt stand folgende Frage: Wie bringe ich mein Musikstück auf eine Leinwand? Der komplette Prozess, der bis dahin statt gefunden hat, sollte uns beim Malen unterstützen.

Bis wir aber anfangen konnten, mussten noch ein paar Vorbereitungen getroffen werden, d.h. Materialen, die wir vorher beim Großversand eingekauft hatten, mussten „zubereitet“ werden. Zuerst haben wir die Aula mit vier riesigen extra reißfesten Folien abgedeckt, damit auch ja der Boden sauber bleibt. Dann wurden die Rahmen zusammen gesteckt, damit wir eine Vorstellung hatten, wie viel Stoff wir von der Rolle schneiden mussten. Zuletzt musste dann der Stoff an die Rahmen zu einer Leinwand zusammen getackert werden. Im Großen und Ganzen lief alles mehr

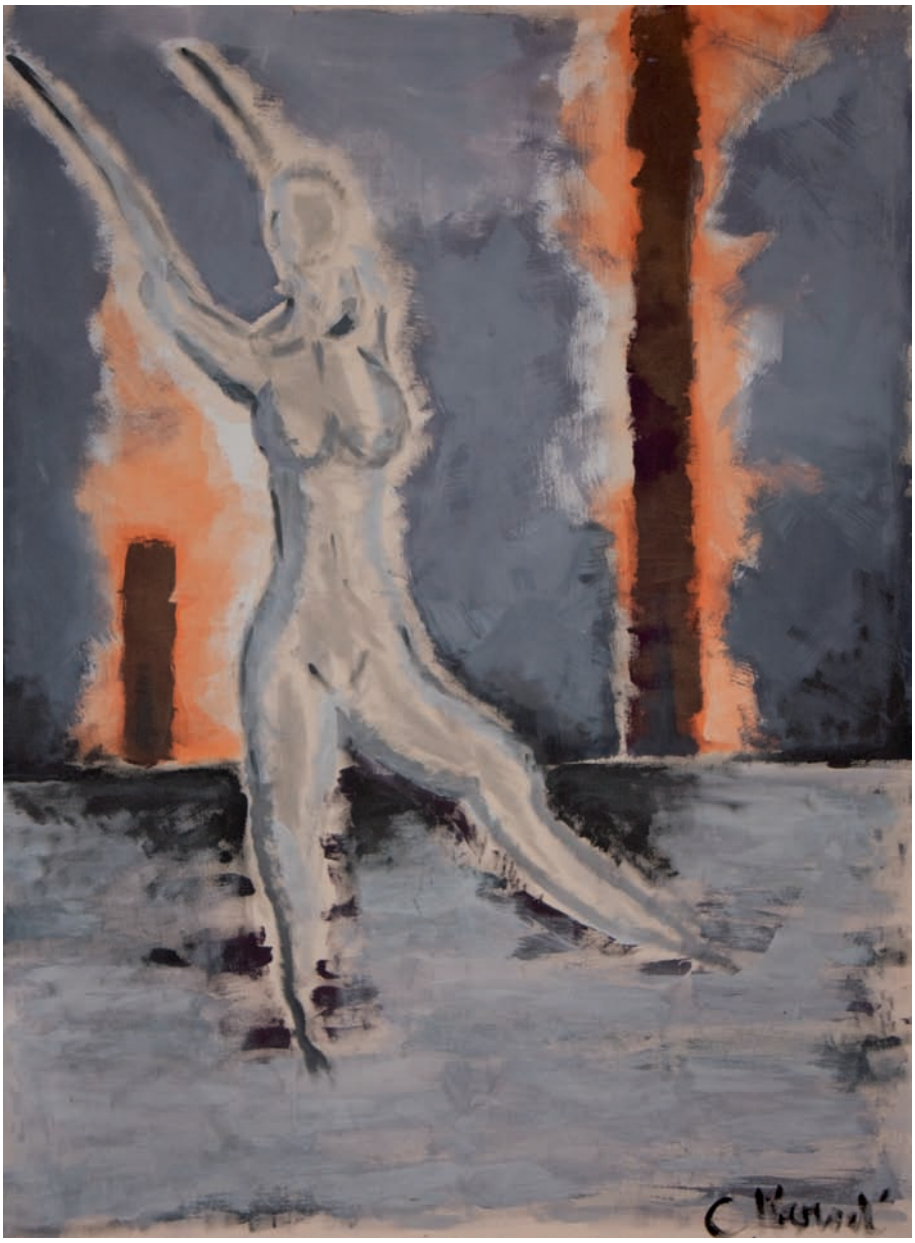
oder weniger problemlos. Carsten hatte vorher die Rollen verteilt, um die sich jeder zu kümmern hatte. Bis auf eine gerissene und eine zu knapp geschnittenen Folie, was dank Carsten kein Problem darstellte, hatten wir am Ende für jeden einen wunderschöne riesige Leinwand.

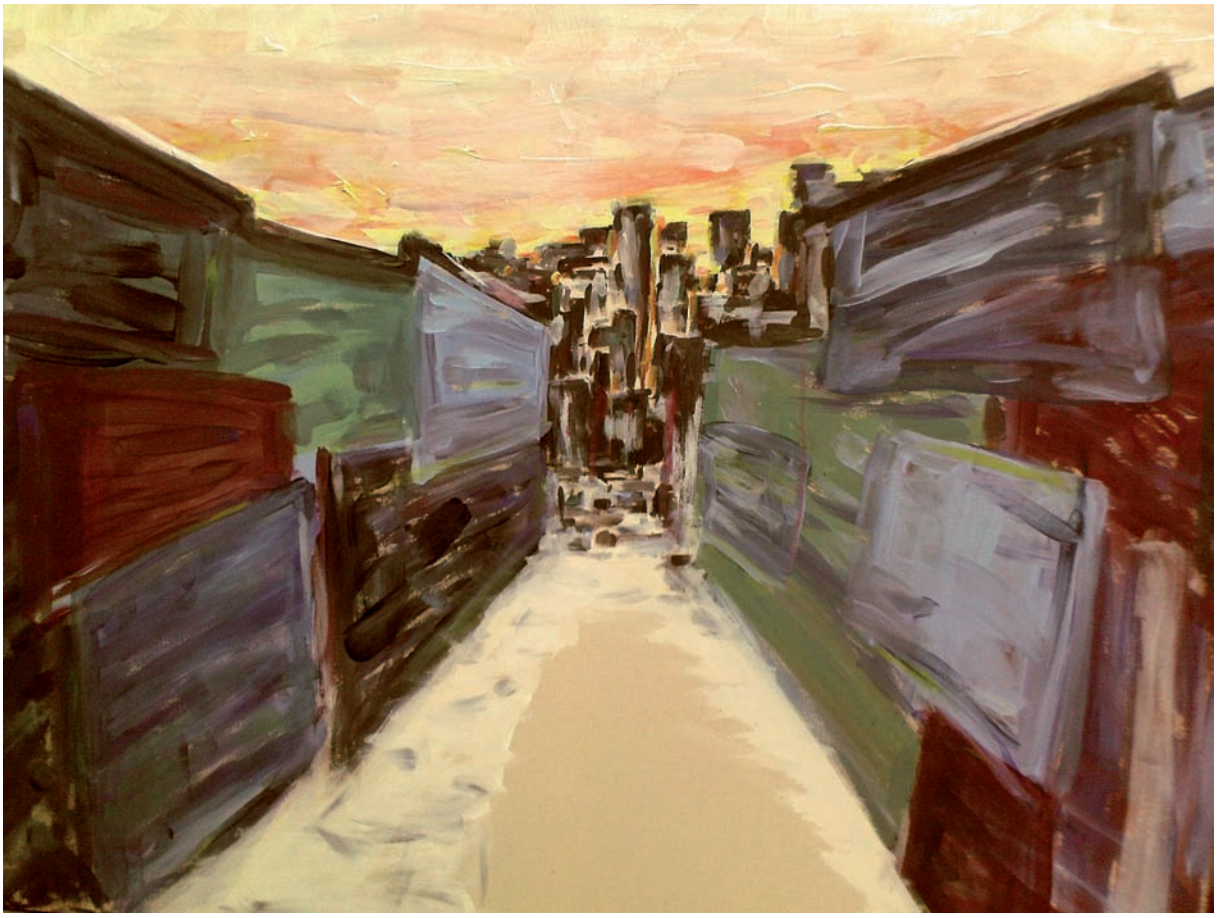
Naja, loslegen durften wir dann immer noch nicht. Wir trafen uns nochmal in der Runde, um die am Morgen gewonne Energie in unser Gedächtnis zurückzurufen. Danach wurde nicht lange gezögert, denn jeder von uns hatte zur Aufgabe, eine Skizze von seiner Idee anzufertigen. Carsten ging dabei umher, um jedem von uns wertvolle Tipps zu geben. Leider war es dann schon so spät, dass wir das eigentliche Malen auf den Sonntag verschieben mussten.

Sonntagmorgens wurde dann aber nicht lange gefackelt. Jeder kam in seiner Malerkleidung, schnappte sich die ersten Farben, machte kleine Mischversuche mit den 3 Grundfarben, um dann seine Ideen vom Vortag auf die Leinwand zu bringen. Jeder hat dabei unter-

schiedliche Vorgehensweisen, die Carsten mit jedem Einzelnen nochmals verbesserte, damit unsere Bilder ein voller Erfolg wurden. Leider ging der Tag viel zu schnell vorbei, so dass nicht jeder sein vielleicht zunächst angenommenes 100%iges Ergebnis erzielen konnte. Aber vielleicht war das auch nicht Ziel der Sache und wir haben alle unser 100%iges Ergebnis erreicht.

von Florian Boland





Ein Treffen in Paris
12. bis 13. Februar 2010

Der Freitag begann ...

... mit einem Treffen im Bétonsalon, einem Kulturzentrum, das inmitten eines Universitätscampus lokalisiert ist. Der Name Bétonsalon steht dabei auch für ein experimentelles Projekt, das der Frage nachgeht, welche Rolle ein Künstler oder ein Kulturzentrum in der Gesellschaft spielen kann. Durch die direkte Einbindung der umliegenden Universität und der Nachbarschaft in Projekte mit Künstlern, Workshops oder Festivals wird versucht, einen vielseitigen Austausch zwischen Kunst/Künstlern und Gesellschaft zu generieren.

Im Bétonsalon trafen wir auf die Direktorin Mélanie Bouteloup und auf Estelle Nabeyrat, die uns die Arbeit des Kulturzentrums näher erläuterten und mit denen wir über die Schwierigkeiten der freien Kunstszene in Paris sprachen. Gerade die hohen Mieten, der Platzmangel und das Verbot von Kunstaktionen im freien Raum haben Paris von Platz 1 der Kunstszene verdrängt. Sobald die Kunst zusätzlich noch einen kritisch-politischen Inhalt hat oder „zu experimentell“ ausfällt, wird eine Ausstellung fast unmöglich. Deutlich wurde auch, wie hart der Kampf ist, in den Genuss der knappen staatlichen Fördermittel zu kommen. Das meiste Geld, das gerade noch für Kultur zur Verfügung steht, geht an die großen Institutionen mit den meisten Touristen. Umso wichtiger wird die Funktion der Wirtschaft als potentieller Mäzen. Diese wird von vielen Künstlern jedoch noch eher skeptisch betrachtet. Bétonsalon bemüht sich mittlerweile um finanzielle Mittel aus beiden Quellen, um überhaupt überleben zu können und macht damit bisher positive Erfahrungen.

Am Abend trafen wir Helga Fanderl bei einer ihrer Filmvorführungen. Es war beeindruckend, wie musika-

lisch ein tonloser Film allein durch Schnitttechniken und Tempiwechsel sein kann. Auf eine faszinierende Weise gelingt es ihr, den Film, ein primär auf seine visuelle Narration ausgerichtetes Medium, so zu verwenden, dass das Dargestellte abstrahiert und ein Prozess sichtbar wird, der die Gegenstände über ihre eigentliche Funktion hinweg ein Thema zeigen lässt. Schön, dass wir Helga anschließend noch bei einem Essen und ein/zwei Gläschen Wein auch als Person kennenlernen durften.

Der Samstagmorgen begann mit einer kleinen U-Bahn-Irrfahrt zum Flughafen Charles De Gaulle. Mit ein wenig Geduld schafften wir es schließlich aber doch zum Atelier von Thomas Hirschhorn – der eigentlich der Höhepunkt des Wochenendes und vielleicht sogar des ganzen Jahres werden sollte. Dementsprechend hoch waren die Erwartungen. Hirschhorn ist ein international erfolgreicher Schweizer Künstler. Bekannt geworden ist er durch seine gewöhnungsbedürftigen Collagen und Installationen, mit denen er vom gängigen Ästhetikgefühl stark abweicht und immer politische Statements setzt. Leider mussten wir sehr bald nach unserer Ankunft an seinem Atelier feststellen, dass uns ein persönliches Kennenlernen nicht vergönnt sein würde, da Hirschhorn's Sohn Max in der vorherigen Nacht geboren wurde, woraufhin er verständlicherweise all seine Termine vergaß. Glücklicherweise übernahm eine seiner Assistentinnen wenigstens eine Führung durch sein Atelier und erklärte seine Arbeitsweise und Werke.

Schockierend und zum Teil ekelerregend war es, seine Collagen nicht nur am Computerbildschirm zu sehen. Beeindruckend z.B. seine „Urcollagen", in denen er Fotos aus Hochglanzmagazinen mit Bildern von verstümmelten Leichen auf den ersten Blick wahllos kombiniert. Auf den zweiten Blick erkannte man dann aber doch eine gewisse Kompositionstechnik und Elemente, die die beiden Komponenten verbanden – sei es die Haltung, die Farbe oder der Untergrund; vielleicht so etwas wie eine versteckte Ästhetik.

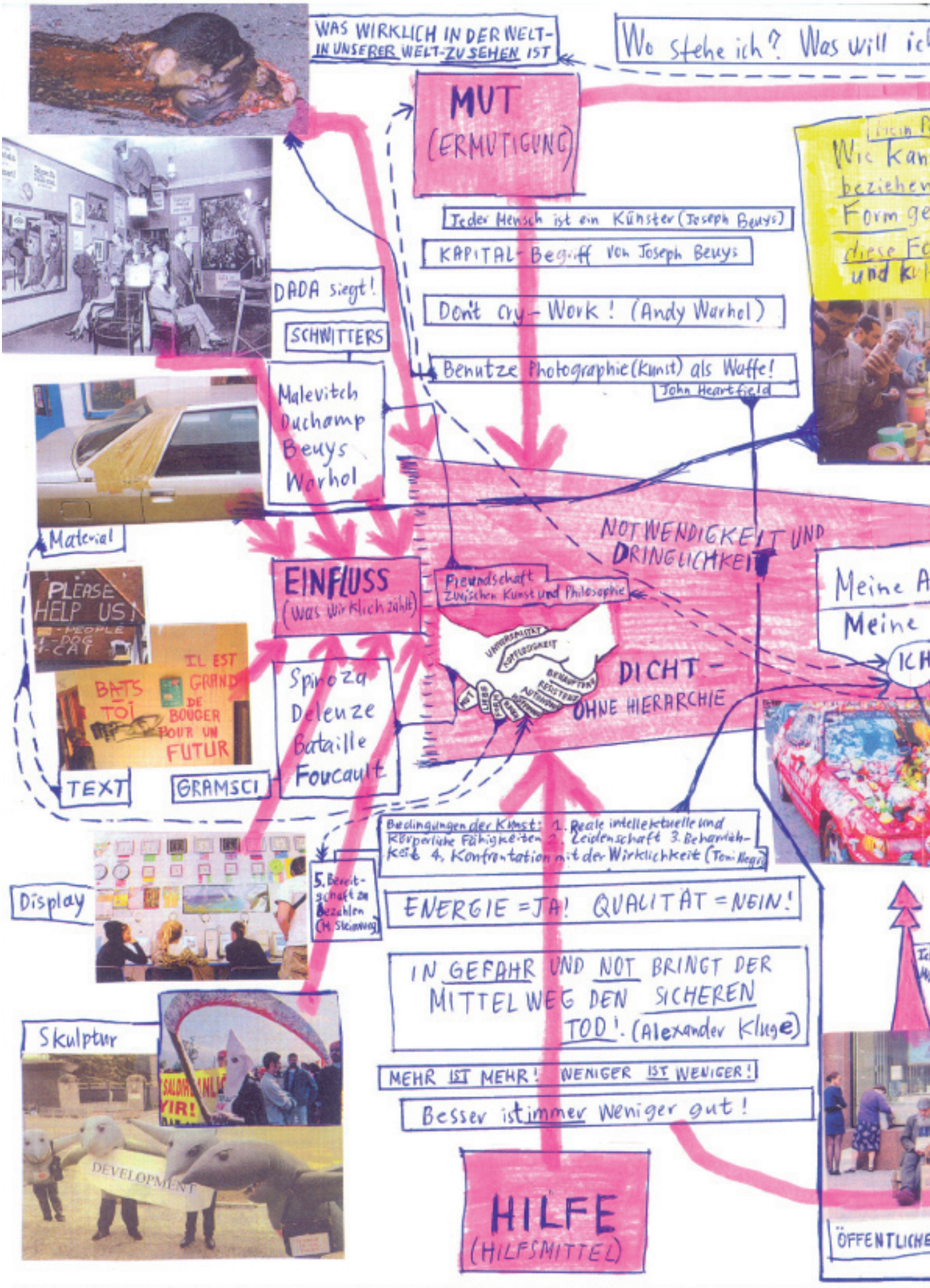
Hirschhorn kombiniert krasse Gegensätze von Alltäglichem und ruft auf diese Weise eine besonders intensive Wirkung hervor. Dabei gerät man leicht in einen innerlichen Kampf, der von einem „Nicht-Hinsehen-Wollen" und der Anziehung der Bilder geprägt ist. Ich glaube, keiner konnte

die Werke betrachten ohne ins Grübeln und Nachdenken zu geraten. Eine Diskussion mit dem Künstler gerade im Hinblick auf die Art seiner Darstellungsweisen wäre allerdings doch hilfreich gewesen. Überraschend war, mit welcher Präzision er seine Arbeit akribisch vorbereitet und auch dokumentiert – alles andere als das typische Künstler-Klischee! Auch interessant war, dass er zwar das Modell selbst entwirft, dann aber die praktische Umsetzung doch zu einem großen Teil den Assistenten überlässt, wobei er wohl allen immer sehr kritisch über die Schulter schaut!

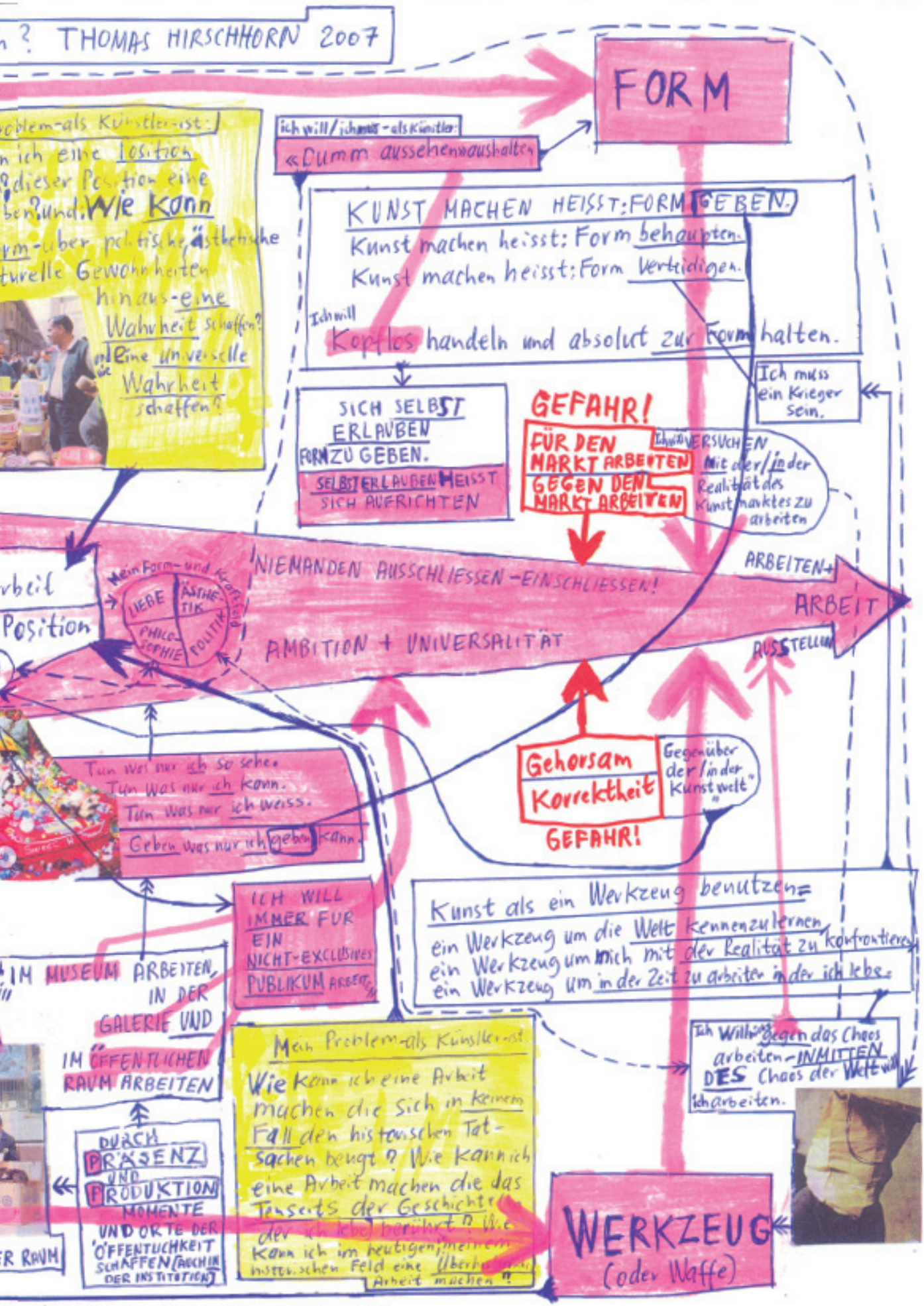
von Yola Engler

„Wo stehe ich? Was will ich?“

Thomas Hirschhorn, 2007



The map «Wo stehe ich ? Was will ich ?» is an integrated element of the exhibition «Stand-alone» by Thomas Hirschhorn at Galerie Arn



dt & Partner Berlin from the 28th april to the 7th july 2007.

Film mit Harun Farocki
26. bis 28. Februar 2010

Unser Filmwochenende mit Harun Farocki ...

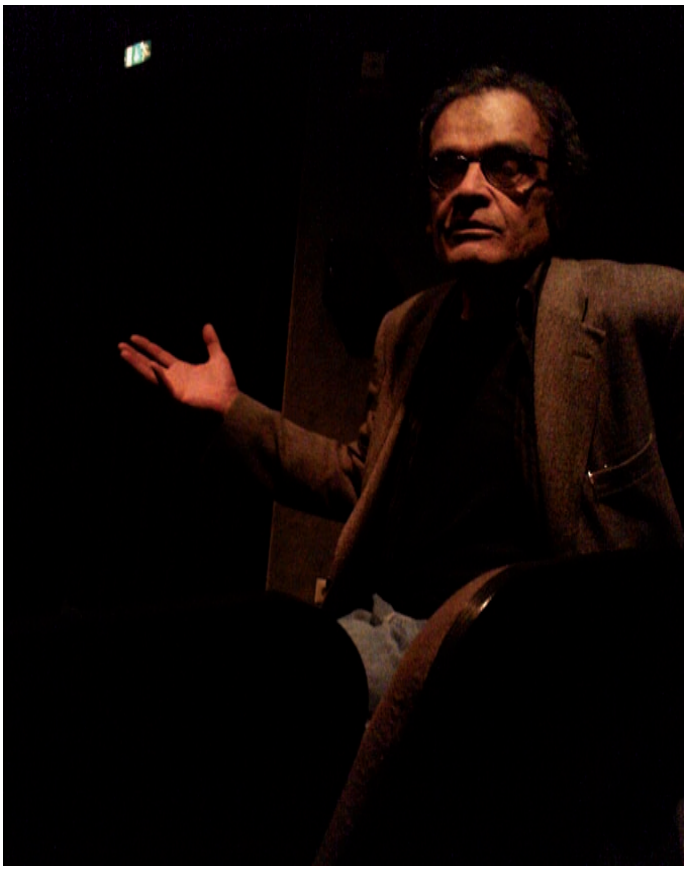
... startete im Kino „Cinema Quadrat“ des Mannheimer Collini-Centers. Alle uns während der drei Tage vorgestellten Filme standen im Zusammenhang mit Wirtschaft im weitesten Sinne, und wir erarbeiteten uns anhand dieser Filmbeispiele das Themengebiet Dokumentarfilm und Essayfilm.

Eine grundlegende Frage zunächst war, ob der Filmemacher das transkribiert, was er gesehen oder das was er erlebt hat. Wichtig in diesem Zusammenhang ist zunächst die Bezeichnung Essayfilm als Weiterentwicklung des Dokumentarfilms. Der Dokumentarfilm versucht, Aspekte der uns umgebenden oder historischen Welt abzubilden, zu erzählen oder zu untersuchen. Drei wichtige Aspekte sind Realismus, Authentizität und Objektivität. Der Essayfilm ist eine Fortentwicklung des rein abbildenden Dokuments und der analysierenden Beschreibung. Formale Merkmale wie realistisch wirkende Aufnahmen, lineare Abfolgen zusammenhängender Dokumente oder ein ordnender Kommentar stehen nicht im Vordergrund oder fehlen. Ein Essayfilm ist subjektiv und möchte Gedanken und Gefühle visualisieren. Das Dokument wird dabei den Gedanken des Autors untergeordnet.

Bei Farocki bedeutet das, dass das Editing eine Geschichte erzählt, die unter Umständen so gar nicht stattgefunden hat. Er spielt mit unseren Erfahrungen wie wir gelernt haben, Filme zu sehen. Der ganze Film ist meistens mit einer Kamera gedreht, aber so geschnitten, dass es aussieht, als wäre er mit mindestens zwei Kameras gedreht. Schuss und Gegenschuss passen also sehr gut zusammen. Dass dies so möglich ist, könnte mehrere Ursachen haben. Zum Beispiel, dass sich in Gesprächen Situationen wiederholen, vielleicht nicht mit dem gleichen Wortlaut, aber zumindest die inhaltliche Basis. Dies stellt hohe Anforderungen an den Schnitt, denn die Kontinuität von Zeit und Raum muss bestehen bleiben. Harun Farockis Kommentar dazu war, dass alles 5 Mal gesagt wird, und man also nicht aufgeregt sein muss, etwas zu verpassen.

Mit einer bestimmten Form wird auch ein bestimmter Inhalt nahe gelegt. Auswirkung von Schnitt, Bildwechsel, Zoom, Schwenk auf den Zuschauer werden bewusst eingesetzt und dienen auch zur Unterstützung des Inhalts. Dies

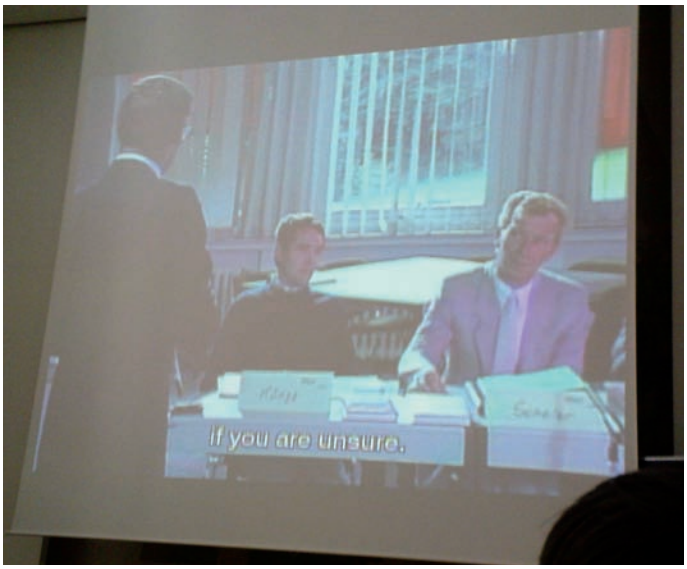
ist sicher auch einer der wichtigsten Erkenntnisse, die man im Hinterkopf behalten sollte. Es stellt eine gewisse Beeinflussungen der Wahrnehmung des Zuschauers da.



Eine Besonderheit Farockis, die mittlerweile von vielen Filmemachern angewandt wird, ist der Verzicht auf einen Kommentar. Dies stellt das Ereignis in den Vordergrund. Das Ereignis selbst muss sich dafür manifestieren und auch Bedeutung haben. Viele Zuschauer sind in gewisser Weise schon konditioniert und wissen ohne Kommentar gar nicht, wo sie hinschauen sollen. Für mich selbst entstand dadurch ein Gefühl der Unverfälschtheit, der Wahrheit und der Realitätsnähe.

Einige Filme des Wochenendes waren:

Die Schulung (1987): Ein Film über ein fünftägiges Führungsseminar, in dem es um eine bessere Selbstvermarktung geht. Körpersprache, Gestik und Mimik werden genauso trainiert wie Rhetorik und Dialektik. Dieser Film soll nicht für oder wider Führungsseminare verstanden werden. Vielmehr entstand er aus der Intention wissen zu wollen, was sich in den unzähligen Bürogebäuden der Vorstädte hinter den Türen abspielt. Dies ist eben nicht so greifbar wie bei einer Fabrik. Zu beobachten sind dabei gewisse Gruppendynamiken sowie viele Tricks des Leiters im Umgang mit der Gruppe. So manipuliert er Personen gezielt, sucht sich Verbündete, einen Buhmann und versucht kritische Teilnehmer auf seine Seite zu ziehen. Harun Farocki selbst entdeckte durch diesen Film seine Begeisterung für Rollenspiele, die für ihn eine Verdichtung der Realität darstellen.



Die Bewerbung (1996): Für diesen Film wurden Kurse mit Bewerbungsübungen gefilmt. Die Bandbreite der Teilnehmer in verschiedenen Kursen reichte dabei vom Langzeitarbeitslosen, Umschüler über Studenten und Berufseinsteiger bis hin zum Manager im mittleren Management. Unter anderem gab es Unterweisungen in Rhetorik. Dabei sollte der kritische Eindruck entstehen, wie die Teilnehmer lernen sich selbst anzubieten und letztendlich zu veräußern. Besonders kam dabei der Ernst des Spiels zum Vorschein, aber auch eine gewisse Monotonie, die den Eindruck erweckte, dass sich alles im Kreis dreht und der Film ewig so weitergehen könnte.

Nicht ohne Risiko (2004): In dem Film nehmen wir an einer Verhandlung über die Vergabe von Venture Capital an die Firma NCTE teil. Dabei wird neben den Kon-

ditionen auch immer wieder über das Unternehmen und die Zukunftsaussichten diskutiert. Die Akteure in diesem Storyfilm sind dabei voller Darstellungslust. In der Verhandlung sitzen die Personen nicht immer optimal auf die Kamera ausgerichtet. Was passiert, wenn jemand redet, der nicht im Bild ist? Wie plausibel ist das für die Zuschauer? Und wie häufig kann man das einsetzen? Auch werden keine zuhörenden Gesichter reingeschnitten, sondern jeder, der zu sehen ist, wird auch etwas sagen. Der Inhalt steht hier klar vor der Ästhetik. Ein interessanter Aspekt ist auch, dass eine fiktive Homepage des Unternehmens und ein Animationsfilm für den Film zur Erläuterung des Produkts und der Firma entstand.

Arbeiter verlassen die Fabrik (1995): Der Film beschäftigt sich mit dem Motiv des Verlassen der Belegschaft der Arbeitsstätte. Dieser Film bildet einen Gegensatz zu den anderen Filmen. Der Film basiert nicht auf selbst geschossenen Bildern, sondern auf Archivaufnahmen und Recherchen. Es gibt auch einen Kommentar.

Weitere Diskussionen drehten sich um die Themen:

- Das besondere Ereignis oder der Rahmen, der erst so richtig ein Kunstwerk schafft. Sowie die Wichtigkeit des gemeinsamen Erlebens.
- Verantwortung der Kunst. Die Möglichkeit der Kunst zu Interventionen. Wo bleibt heute manchmal die Moral und der Schutz der Persönlichkeit, auch wenn vieles mit bester Absicht geschieht/gezeigt wird.
- Der Film Metropolis: Ist ein Film falsch, fehlerhaft, weil er im Rückblick ein falsches Zukunftsbild zeichnet?
- Zeitliche, monetäre und technische Restriktionen, die viele Ideen und Projekte noch nicht umsetzbar machen.
- Beim Filmen sollen die Personen und Momente nicht beeinflusst und verfälscht werden. Die Kunst des Künstlers ist, dass er diese heilige Situation ungestört lässt.

Das allgemeine Feedback der Gruppe war sehr positiv. Unsere Interpretationen und Ideen wurden zugelassen. Es war eine sehr offene, respektvolle und konstruktive Arbeitsatmosphäre. Durch die lebendigen Berichte hatten wir das Gefühl, fast beim Entstehen der Filme dabei zu sein. Spannend war auch zu sehen, wie die Personen in den Filmen trotz oder gerade durch die Anwesenheit der Kamera in ihren Rollen aufgingen. Ein wichtiger Aspekt für die Wahrnehmung war der Verzicht auf einen Kommentar. Die Filme selbst vermittelten immer wieder ein kritisches Bild, zum Beispiel: sich selbst feilzubieten, Selbstvermarktung und Selbstveräußerung. Ein Rückschluss wäre, dass man quasi ein guter Schauspieler sein muss, um im Wirtschaftsleben seine Interessen durchzusetzen. Inwieweit dies unseren Erfahrungen, Normen, ethischen Vorstellungen und der Realität entspricht, führt natürlich zu einer interessanten Diskussion und bietet Anregungen zum Nachdenken. Etwas, wozu ein Dokumentarfilm einladen und Anstoß geben kann.

von Kai Nerger

Literaturworkshop mit Kathrin Röggla

5. bis 7. März 2010

Kathrin Röggla kommt ...

... aus Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln, ist jung und schreibt über junge Menschen. Sie arbeitet in direkter Prosa zwischen Medien und Gattungen, sie schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte.

Kathrin Röggla besuchte uns in Mannheim für einen Literaturworkshop. Sie erzählte über ihr Werk, was sie antreibt und wie sie sich für ihr Buch „wir schlafen nicht“ in die Welt des „Business“ eingearbeitet hat. Sie führte Interviews und generierte daraus Material. Sie sprach mit Unternehmensberatern, Schuldnern, Medienschaffenden und Entwicklungshelfern.

Teilweise sehr reflektiert, teilweise sehr gefühlvoll schildert sie, wie sie wie ein kleines Kind voller Neugierde in ihr fremden Umgebungen auf Verhaltensweisen, Regeln und Umgangsformen stieß, die sie erschreckten und faszinierten. „wir schlafen nicht“ zeigt das moderne Hamsterrad des zielorientierten Leistungsträgers. Der Verzicht auf Schlaf ist eine der letzten Etappen auf dem Weg zur eigenen Effizienzsteigerung. Das Buch verliert sich in Grenzen zwischen Wirklichkeit, Schlafentzug und Fiktion. Eine unserer Aufgaben vor diesem Wochenende war es, das Buch zu lesen. Also hatten wir schon eine gewisse Ahnung, wieso Kathrin Röggla zu uns Bronnbachern eingeladen wurde, beschäftigt sie sich doch in ihrer Arbeit intensiv mit Wirtschaft und dem Leben in der beruflichen Umgebung.

Der Freitagabend war schnell vorbei. Wir diskutierten mit Kathrin Röggla, die uns überraschte mit einer faszinierten und begeisterten Neugierde, mit der sie sich auf uns und unsere Meinungen einließ. Lebhafte, angeregte und sehr aufgeheizte Diskussionen waren die Folge. Diese brachen auch stets während des Wochenendes wieder auf.

Unsere Vorbereitung für die Arbeit mit Kathrin Röggla hatte darin bestanden, eine Person zu interviewen. Am besten zum Thema Krise. Das Interview hatte transkribiert werden sollen. Das Spektrum der Ergebnisse unserer Interviews umfasste schließlich eine Vielzahl von Personen: Von Mitarbeitern sozialer Einrichtungen bis zu Universitätsprofessoren. Auch die Gespräche drehten sich um absolut unterschiedliche Themen, von der allgegenwärtigen Finanz- und Wirtschaftskri-

se, hin zu persönlichen dramatischen Krisen, dem daran Zerbrechen und dem Bewältigen von Krisen.

Unsere Arbeit bestand nun in der Aufbereitung der Texte. Es standen uns verschiedene Möglichkeiten zur Auswahl; die meisten Arbeiten verfremdeten die Texte oder reduzierten sie. Die Stipendiaten arbeiteten alleine oder in Gruppen, alle hochkonzentriert und fasziniert von der Freiheit der Bearbeitung der Texte. Die neuen Texte wurden vorgetragen und besprochen. Dies führte zu Spielen mit Rhythmus, Dialekt, Tempo und Inhalt, mit für uns und Kathrin Röggla teils heiteren, teils bewegenden Resultaten. Das Wochenende hat die Distanz vieler Stipendiaten zum Schreiben verringert, wir konnten mit Verfremdung von Texten, Inhalten und der Präsentation dieser arbeiten.

Kathrin Rögglas Stück „Ein neues Stück“ wird in der kommenden Spielzeit des Nationaltheaters Mannheim aufgeführt. Eine gute Gelegenheit diese Schriftstellerin kennenzulernen.

von Alexander Hahn

Das Literaturwochenende...

...war für mich eine große Herausforderung. Eine spürbare Unruhe vor einem unbekannten Terrain hat sich bei mir breitgemacht und ich war bereits am Freitagnachmittag, beim ersten Treffen mit Kathrin Röggla, voller kreativer Spannung und Entschlossenheit. Mit der erfüllten Hausaufgabe, ein selbst geführtes Interview aufgenommen zu haben, lauschte ich voller Neugier der nächsten Aufgabe. Das Interview mit Herrn Meyer von der Caritas war durchaus interessant, ich konnte mir aber nicht vorstellen, wie man mit dem Text arbeiten soll. Das Interview an sich war meiner Meinung nach schon strukturiert genug und gewiss selbsterklärend. Passt mein Interview zu der nächsten Aufgabe? Hab ich die Hausaufgabe nicht richtig verstanden?

Meine Unsicherheiten und Fragen wurden im Laufe des Wochenendes beseitigt, durch das Kennenlernen von Kathrin Rögglas Texten, Schreibstil und Methoden. Als ich dann die Aufgabe gehört habe, dass wir Verfremdungselemente in unsere Interviews einbauen sollen, war meine Reaktion zunächst skeptisch. Wie sieht das Interview dann aus? Ist es dann noch ein Interview? Doch ich hab mich darauf eingelassen und meinen Versuch gewagt ...

von Tuyen Ha Minh

Nachfolgend finden Sie einige Texte, welche bei diesem Wochenende entstanden ...

Engelchen und Teufelchen

von Tuyen Ha Minh

BS: Haben Sie eine Prognose für die Zukunft? Wie wird sich die Tafel oder das Second Hand Kaufhaus entwickeln?

Ach die Prognosen-Frage. Auf die hast du doch gewartet, oder? Nicht? Das wird doch ständig gefragt. Das ist doch die Frage seit eh und je. Was? Du hast keine Antwort parat? Keine standardisierte Form?
Ist doch absurd…
Was? Die Frage oder die Tatsache, dass er keine Antwort hat? (Lachen) Du hast nichts verstanden.
Was denn?? (Lachen)

Herr Meyer: Entschuldigen Sie, dass ich etwas lächeln muss.

Ach wie charmant.

Jeder möchte Prognosen hören für die Zukunft.

Du doch auch, oder? Um einen Überblick zu verschaffen, Kontrolle zu behalten, Sicherheit zu haben.

Nur weil ich ein gläubiger Mensch bin, kann ich keine Prognosen deswegen in einer Glaskugel abgeben. Aber wir sind eine GmbH und müssen einen Wirtschaftbericht machen. Im letzten Jahr gab es viele DAX-notierte, aber auch Großunternehmen, die keinen Bericht abgeben konnten, da man „nicht in die Zukunft schauen könne, man könne nicht schauen, was auf einen zukommt." Wir haben trotzdem einen gemacht.

Ohh, sind wir sogar besser als die DAX-Unternehmen?
Kommt es so rüber?
Sicher nicht.
Sicher?

Wir haben uns in die Zukunft begeben, haben versucht zu sagen: „Es könnte sein, dass wir mehr Zuspruch bekommen". Aber es ist schwierig, da die Leute ihr Geld mehr zusammenhalten. Das ist immer die Frage, geben sie das Geld einfach aus oder versuchen sie das, was sie haben zurückzubehalten?

Insofern Prognose: Es könnte sein, dass die Tafelbewegung, der Bedarf an Lebensmitteln, die wir günstiger abgeben können, und Möbeln im Second Hand Kaufhaus, steigt. Es könnte aber auch sein, dass es auf einem hohen Niveau einfriert.

A: Na klar, da hast du wieder was Tolles gesagt. Nach dem Motto: Wir erwarten morgen viel Sonne in meisten Regionen Deutschlands, Wolken, die sich tagsüber zu mittelstarkem bis sehr starkem Regen entwickeln können, im Norden und im Süden können vereinzelt Schneeflocken fallen.

B: Ach lass ihn doch, die Studenten wollten eine Prognose haben, also hat er sie ihnen gegeben. Das Inhaltliche ist eh egal, Hauptsache, er hat was gesagt.

B: Also ehrlich, wir sind in keiner politischen Diskussion. Sag doch die Wahrheit. Wovor hast du Angst?

A: Macht man das?

B: Trau dich zu sagen, was du denkst. Warum sagt er nicht, dass er es nicht weiß?

A: Darf man das?

Also Prognose. Ich weiß es nicht, schwer zu messen. Aber ich glaube, dass 2010, 2011 Schlüsseljahre sind, wirtschaftlich gesehen. Wo entwickeln sie sich hin. Macht die Wirtschaft, machen die Banken gerade so weiter. Immer nur Profit, Profit, Profit? Alles muss mehr, mehr, mehr werden. Oder kommt man auf andere Werte. Was ist denn Mehr, ist denn letztendlich nicht auch ein Mehrwert in der Gesellschaft ein Füreinander, Miteinander. Wo kann man dem anderen helfen?
Wir sind ja im Moment mehrere politische Gruppen und immer dabei, auf den anderen zu zeigen. Aber, wenn man mit dem Finger auf andere zeigt, zeigen immer drei Finger zurück.

Und einer zeigt in den Himmel. Man hat doch üblicherweise 5 davon, oder? Tja, wenn du beide Hände zählst, dann 10. Ja normalerweise ist es so. Befinden wir uns in einem normalen Zustand? Tss, „und einer zeigt in den Himmel". Das ist doch wieder viel zu christlich für sie. Eher antichristlich, oder? Ist eine Schuldfrage antichristlich?

Und es ist leichter gesagt ‚die sind schuld und die sind schuld', und man regt sich leicht auf über Menschen, die angeblich manche oder alle die Mitnahmeeffekte, SGB II, hätten, haben, die mag es sicherlich geben, aber es diskutiert in diesem Zusammenhang keiner darüber ‚fülle ich meine Steuererklärung jedes Jahr richtig aus? Gebe ich das auch alles richtig an?' Ich rede jetzt nicht von der Steuerhinterziehung in die Schweiz. Es sind so die Kleinigkeiten. Und da ist so die Frage, glaub ich 2010, 2011 und da sind zu wenig da, das zu wenig gesagt wird darüber, auch keine allgemeine anerkannte Autorität, die so etwas ins Gespräch bringt. Weil des gehört eigentlich auf die gleiche Medaille, des ist nur die Rückseite. Es geht um Verteilung letztendlich. Gerechte Verteilung.

Musikalischer Rap

von Tuyen Ha Minh

Entschuldigen Sie, dass ich etwas lächeln muss,
Lächeln muss.

Zukunft, Prognose?
Ach, die Zukunftsprognose.
Na Wirtschaft ist die Zukunft,
Macht beherrscht die Wirtschaft
Geld ist Macht.

Immer lächeln.
Lächeln muss.

Immer nur Profit, Profit, Profit?
Alles immer mehr, mehr, mehr?
Mehr Profit,
Mehrwert.
Mehrwert?
Zu wenig da. Zu wenig gesagt,
Zu wenig da, zu wenig gefragt!!!
Mehrwert.
Was ist denn Mehr?
Füreinander, Miteinander, Anderer??

Entschuldigen Sie, dass ich etwas lächeln muss.
Lächeln muss.

Anderer?
Anderer ist schuld.
Die sind schuld und die sind schuld.
Die anderen sind schuld.
Menschen Schuld.

Ach, Kleinigkeiten.
Steuerhinterziehung in die Schweiz,
SGB II, Hartz IV, 2010,2011.

Zahlen? Prognosen?
Ach, es sind so die Kleinigkeiten.

Aber entschuldigen Sie, dass ich etwas lächeln muss.
Immer nur lächeln muss.

Der Fragende: Was sind das für Leute die er da trifft, die er als Experten ansieht, als Leute, die es wissen müssten, die die Lösung haben müssten, die es verstehen müssten. Das Gegenüber meint, er habe die Sache tendenziell erstmal überblättert, die Lösung habe er nicht, das mit Griechenland könne er eigentlich gar nicht beurteilen und überhaupt, ihn betreffe es ja überhaupt nicht so, als Akademiker. Kann das sein? Und er, er merke eigentlich auch persönlich gar nichts von der Krise, vielleicht ein bisschen durch den Kontakt zum Kunden oder so, aber tendenziell eher nicht. „Dass sich da konkrete Handlungen daraus entwickeln, nö kann ich nicht sagen." Er sei das Thema eigentlich auch ziemlich leid.

Der Fragende hat sich eigentlich mehr von den Gesprächen erhofft, es reicht ihm irgendwie nicht, er will doch eigentlich nur eine vernünftige Antwort von ihnen, sehen, dass es in den Köpfen nicht so tickt, wie alle immer sagen, dass sie noch zu einer vernünftigen Argumentation fähig sind, nicht komplett abgehoben, dass es sie vielleicht doch interessiert, was es für Auswirkungen hat, was sie da machen, dass sie doch in der Lage sind, die Situation einzuschätzen.

Sind Sie überhaupt der Meinung, dass sich etwas ändern muss? Oder auch wirklich ändern wird? „Ja klar, dass die von staatlicher Seite jetzt gucken werden." Immerhin. „Aber es wird wieder Lobbyarbeit geben" und er sehe jetzt nicht, dass die Banken ein Problem hätten mit ihren Topetagen und eigentlich auch kein ethisches Problem. Aber wer hat denn nun Schuld? „Aus dem Bauch heraus, die Amis, also die amerikanischen Banken". Allerdings „das Gerede von dem bösen Managern, ist sozusagen eine Randerscheinung", da sähe er keine Schuld. Außerdem diese ganze Bonusdiskussion, „Schwachsinn" finde er das, völlig absurd, letztlich „eine Frage von Angebot und Nachfrage", so sieht der das. „Kollektivhaft" sei das.

Er ist verunsichert. Hat der denn das alles falsch eingeschätzt? Mal andersherum: Hat sich denn was geändert seit dem? „Nicht so wahnsinnig viel, man sieht es ja am Beispiel Griechenland, die Banken machen die Fehler, die sie damals gemacht haben, jetzt gerade wieder neu." Aber wie soll das weitergehen, es kann doch nicht sein, dass man dagegen nichts tun kann, dass man dem Ganzen hilflos ausgeliefert ist, ohnmächtig sich zu entziehen, geschweige denn sich zu wehren! „Eine traurige Vorstellung klar", aber man müsse den Banken ihr Spielfeld, ihre Rendite, ihre Spielwiese (sic!) schon lassen. „Sonst schaffst du dir Lobbygruppen ohne Ende und am Ende läuft wieder alles über Bestech ... also über Schmieren." Ist es tatsächlich nur ein Spiel für sie, sehen sie nicht, was sie da tun, was sie da verursachen?

Am Abend

Aber wenn man mal nachdenkt, ist verursachen denn das richtige Wort dafür? Verursachen oder nur verstärken, vielleicht Offenlegen? Wenn man mal echt überlegt, was sie genau gesagt haben? Wenn man jetzt wirklich nachdenkt, haben sie ja eigentlich schon Recht, im Prinzip, denkt er. So kompliziert ist es nun auch nicht. Wirklich nicht. Sie haben nur die Risiken falsch eingeschätzt. Die Unternehmenskultur war schuld, fehlende Absicherungsmechanismen, die Kluft zwischen den Leuten und Entscheidern, komplexe Prozesse, Kontrollmechanismen, Anreizsysteme, Referenzsysteme. Sie wissen ja doch was los ist, was die Antwort ist, ja eigentlich schon. Der Fragende beruhigt sich. Letztendlich gibt es ja doch eine einfach Erklärung für das Ganze.

Man kann das doch schon so sehen als die Natur des Menschen, den Reiz, einfach schön, das schnelle Geld.

„Und wenn du so willst, so lange so ein System läuft, ist es ja für alle toll!"

Zweckgesellschaft

von Christoph Sextroh

Als Zweckgesellschaft wird eine juristische Person bezeichnet, die für einen klar definierten und eingegrenzten Zweck gegründet wird. Nach Erreichen ihres Zwecks kann die Gesellschaft aufgelöst werden.

„Es ist ja so. Es ist ja nun mal so.“ Toll. Es sei ja für alle toll. So lange so ein System laufe sei es für alle toll. Das sei ja vergleichbar. Das könne man ja mit jedem Schneeball, mit jeder Kettenbriefaktion vergleichen. Kenne man doch. Da, wo jeder ne Mark oder so was rein tun müsse und dem ursprünglichen Versender wieder zurücksenden solle? Kenne man doch noch?

Zweckgesellschaften wandeln die Immobilien in kurzfristige Wertpapiere um, so genannte Asset Backed Securities.

Kenne man doch noch. Wisse ja auch jeder. Im Nachhinein... Im Nachhinein könne man immer. Wisse doch nun wirklich jeder. So wie diese Internetblase, Anfang 2000 oder so. Da mache jeder so ein bisschen... jeder mache so ein bisschen die Augen zu. Da sage jeder, das läuft schon, das klappt schon. Sei ja auch schön. Sei doch toll. Das sei jetzt auch nicht anders gewesen.

Die Subprime Kredite werden von den Zweckgesellschaften tranchiert und von den Rating-Agenturen neu bewertet.

Wer das denn verstehen solle? Ja, gehe man wirklich davon aus, dass jemand das verstehe? Man solle doch lieber ihn erklären lassen. Er sei schließlich der Experte hier. Man solle ihn doch lieber erklären lassen.

Ein Subprime Kredit erhält CCC, doch durch das Tranchieren werden etwa 80 Prozent zu AAA umgewandelt.

Das verstehe ja auch keiner mehr. Ist ja auch klar. Ist ja völlig klar. Wie solle man das auch noch verstehen. Aber am Ende sei es doch immer wieder dieses Hin und Her gewesenen. Immer dieses Hin und Her. Kenne man doch.

Mensch, das könne ja gar nicht funktionieren.

„Doch, doch ... das funktioniert! Garantiert!“

Das sei zu risikoreich.

„Nein, wieso denn? Es ist alles besichert und das Risiko ist damit auch nicht höher als bei einem normalen Sparbuch.“

Irgendwer bleibe da auf der Strecke.

„Wer denn? Wieso denn? Das ist doch eine klassische Win-Win-Situation.“

Irgendwann platze das Ganze.

„Wir reden hier nicht von irgendwelchen windigen Internetfirmen im Jahr 2000, sondern von realen Vermögensgegenständen. Was soll da platzen? Vertrauen Sie auf unsere Sachkenntnis“

Hätte man eher sehen können? Hätte man eher wissen müssen?

Manager Magazin: Defizit erreicht Rekordniveau – Das Handelsbilanzdefizit der USA ist von 42,7 Milliarden Dollar im Dezember auf einen neuen Rekordstand von 43,1 Milliarden Dollar im Januar angewachsen.

Hätte man eher sehen können? Hätte man eher wissen müssen?

Das sei ein gutes Stichwort. Das sei ausnahmsweise

wirklich ein gutes Stichwort. Er habe da auch so seine Erfahrungen gemacht. Damals, damals da sei er bei diesem Vortrag gewesen. Da bei diesem Vortrag vom Chefvolkswirt ... von der Bremer Landesbank der Chefvolkswirt. Leistungsbilanzdefizit hier, Überschuldung da. „Und gucken Sie sich mal die Goldreserven an. Alles daneben." Da habe auch jeder gesagt „Jawohl, stimmt." Ja, das habe jeder da gesagt.

Wisse man doch. Kenne man doch. Aber es sei ja auch schön. Sei doch auch toll.

> „Nein, nein, nein. Wir brauchen Banken! Wir können unsere Banken nicht einfach sterben lassen! Banken erfüllen wichtige volkswirtschaftliche Funktionen: Sie schaffen einen Ausgleich zwischen dem Angebot vieler relativ kleiner Anlagen und der Nachfrage nach großen Krediten. Sie transformieren kurz in langfristige Anlagen und umgekehrt. Und schließlich vermitteln Banken Spar- und Kreditbedürfnisse mit unterschiedlicher Risikobereitschaft; sie transformieren Risiken."

Warum er das denn nun hier anführen würde? Ja, warum würde er das denn nun erwähnen? Dass Banken in unserer Gesellschaft einen Zweck erfüllen würden, sei ja klar. Das sei ja nun wirklich jedem klar, dass Banken einen bestimmten Zweck erfüllen würden. Das müsse man nicht diskutieren. Nein, das müsse man wirklich nicht weiter besprechen. Interessanter sei der Mensch. Ja, genau der Mensch. Der Mensch und das Risiko. Der Mensch sei ja eigentlich leicht risikoavers ... also risikoscheu, er auch, sowieso. Aber trotzdem sei es ja auch schön, es sei doch toll, so das schnelle Geld. Sei doch in der Natur des Menschen? Sei es doch?

> Stern.de: Kommunen verwetten Steuergelder – In der Finanzkrise haben nicht nur Banken Geld verloren. Auch etliche deutsche Kommunen haben versucht, mit riskanten „Zinswetten" ihre Schulden zu reduzieren.

Dass er ihn ausgerechnet hier unterbrechen müsse. Ja müsse er ihn denn wirklich hier unterbrechen? Dürfe er nicht seinen Gedanken zu Ende führen? Dürfe er das nicht?

„Warum spielen so viele Leute Lotto?" Ja, warum würden denn so viele Menschen Lotto spielen? Da könne man auch sagen „Mensch, Chance 1 : 140 Millionen, rechne es dir aus, das ist Quatsch, dass du da mitspielst, völliger Quatsch". Könne man doch sagen, könne man doch. Aber irgendeiner gewinne ja immer, jede Woche gewinne doch immer einer, jede Woche. Sei doch nun mal so. Also warum nicht man selbst. Ja, warum solle man selbst nicht gewinnen?

> Welt.de: Die Chefs der Postbank verdienen in der Finanzkrise besser als zuvor: ein Gehaltsplus von 54 Prozent trotz Millionenverlusten.

Das sei ja nun ein ganz anderes Thema. Ja wirklich, das habe damit gar nichts zu tun. Im Übrigen sei die Diskussion auch schwachsinnig. Das sei doch nun wirklich völliger Schwachsinn. Das sei eine ganz alte Geschichte. Eine ganz alte Geschichte. Kenne doch auch jeder. Müsse man eigentlich auch nicht mehr drüber sprechen.

> Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis.

Genau! Eine Grundregel. Ja, das sei die Grundregel der Marktwirtschaft. Eben drum sei die Diskussion Schwachsinn. Genau deshalb sei dieses Thema doch wirklich Schwachsinn. Er wisse auch nicht, warum man immer wieder darüber sprechen müsse. Warum müsse man immer wieder darüber sprechen? Ein ganz altes Problem. Das sei ein ganz altes Problem. Da sei eben dieses Informationsgefälle und da müsse man eben versuchen gleichgerichtete Interessen zu schaffen. Müsse man eben versuchen. Und dann sei das eben so. Dann hätte man eben diese Optionspläne und Bonuszahlungen. Schwach-

sinn sei diese Diskussion. Totaler Schwachsinn. Das sei eben so ... das sei eben dieses Informationsgefälle, und deshalb hätte man eben auch diese Optionspläne und Bonuszahlungen, hätte man eben. Sei doch nun wirklich eine ganz alte Geschichte.

> Angebot und Nachfrage – Je größer ein Angebot an Waren auf einem Markt ist, desto stärker fallen die Preise. Je größer aber die Nachfrage ist, desto höher steigen die Preise.

> Hätte man eher sehen müssen? Hätte man eher sehen können?

Darum ginge es doch in Wirklichkeit gar nicht. In Wirklichkeit ginge es doch um etwas ganz anderes. „Jawohl, ich möchte den Standort Deutschland gesichert wissen. Ich möchte, dass das Unternehmen nachhaltig wirtschaftet.“ Das sei ja die eigentliche Frage. Sei ja die Frage der Anteilseigner. Sei ja die Frage, ob Anteilseigner ein Interesse daran haben würden, sei es doch. Sei ja die Frage, ob man das so sehen würde. Ob man sein Denken so ändern würde. Sei ja die Frage, ob man Rendite, ob man Gewinn aufgeben würde. Das sei ja die eigentliche Frage. Und das merke man ja auch schon. Merke man doch. Man sehe doch diese Ökowelle. Man höre doch auch immer mehr von diesen alternativen Investments. Höre man doch! Wisse man doch auch. Merke man doch, dass sich da was ändere.

> Welt.de: Mitten in der größten Wirtschaftskrise der vergangenen Jahrzehnte machen Aktionäre Kasse wie nie zuvor.

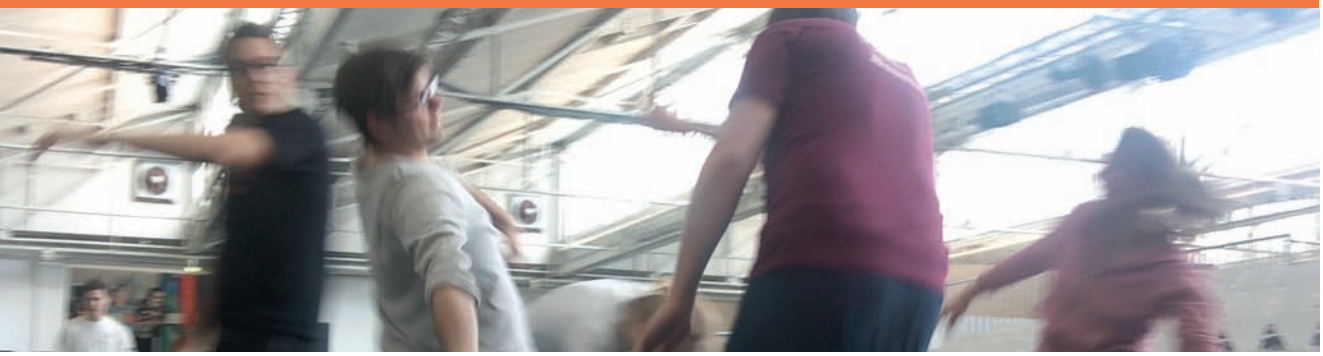
Nun würde es ihm aber langsam reichen. Ja, es würde ihm langsam reichen. Könne man nicht aufhören, ihn zu unterbrechen? Könne man ihn nicht mal ausreden lassen? Dürfe er nicht mal ausreden? Außerdem merke man doch, dass sich da was ändere. Man merke das doch. Höre man doch auch überall. Wisse man doch auch.

Ob er Auswirkungen spüre? Ob er selber direkte Auswirkungen spüre? Könne man so nicht sagen. Könne man nicht sagen. Nein, man könne nicht sagen er spüre direkte Auswirkungen. Nein, könne man nicht. Man denke natürlich darüber nach. Das tue man natürlich. So abends auf dem Sofa. Aber Auswirkungen ... Nein, Auswirkungen spüre man nicht. Man spüre nicht, dass sich veränderte Lebensweisen entwickeln würden. Nein, könne man nicht sagen. Könne man so nicht sagen.

„Spüren Sie, dass sich Ihr Denken durch die Krise verändert hat?“ – „Ganz ehrlich ... Nein!“

Tanzworkshop mit Georg Reischl

20. bis 21. März 2010



Ich möchte in diesem Bericht ...

... zu unserem Tanz- und Ballettwochenende weniger auf die konkreten Erfahrungen und Erlebnisse, die wir während der zwei Tage hatten, eingehen als vielmehr die Stimmungen und Emotionen reflektieren, welche die zwei Tage bei mir ausgelöst haben.

Was das Tanzwochenende in meiner Erinnerung dominiert, ist die Erweiterung des Stipendiums um die Dimension der Körperlichkeit. Unsere bisherigen Auseinandersetzungen im Verlauf des Stipendiums waren aus meiner Sicht, obwohl wir nicht auf der Theorieebene stehen blieben, in erster Linie durch mentale bzw. intellektuelle Auseinandersetzungen geprägt. Diese waren zwar auch an diesem Wochenende nicht minder intensiv. Zusätzlich spielte aber für mich das Verhältnis zum eigenen Körper eine wichtige Rolle; Dinge wie Körperkontrolle, Instinkt, Vertrauen, was ich unter dem Begriff der Körperlichkeit zusammenfassen möchte.

Dies wurde gleich zu Beginn sichtbar, als Georg Reischl uns mit den Grenzen unseres Begriffs von Tanz konfrontierte. Ab wann ist eine Bewegung Tanz? Was macht eigentlich Tanz aus? Ist es die Choreographie, die Musik, die Intention? Die von Georg vorgetanzten Beispiele machten schnell deutlich, dass unter Tanz weit mehr zu fassen ist als das klassische Ballett. Mithilfe des Mittels der Improvisation bekam der Begriff Tanz für mich innerhalb kürzester Zeit eine ganz neue Dimension. Georg Reischl ging dabei soweit, dass er während der Improvisation seinem Instinkt nicht nur die Kontrolle über seine Bewegungen überließ, sondern auch über Mimik und Stimmapparat.

Die Bedeutung der „Körperlichkeit“ blieb auch dann zentral, als wir selbst praktisch von Georg in die Grundprinzipien und Ideen des zeitgenössischen Tanzes eingeführt wurden. Eine große Rolle spielte für ihn dabei die Improvisation. In verschiedenen Übungen allein oder in kleinen Gruppen gelang es ihm, uns Laien schnell die Basics zu vermitteln. Den Körper während der Übung in eine bestimmte „Situation“ zu bringen („it´s important to stay in the situation“) und diese den Körper anschließend quasi „frei“ von der Kontrolle durch Gedanken, unbewusst, selbstständig, instinktiv lösen zu lassen. Den eigenen Körper sich selbst zu überlassen und die Bewegungen nicht

bewusst steuern zu wollen, war für mich, aber ich glaube für jeden von uns, eine große Überwindung. Eine ganz andere Einstellung in einem Alltag, der vom Planen geprägt ist und davon, immer die Kontrolle zu behalten.

Welche Rolle Improvisation und Körperlichkeit in Georg Reischls Arbeit spielen, war auch am Abend bei der Vorstellung des Scapino Ballet Rotterdam zu spüren. Georgs Stücke warfen die Tänzer im Laufe des Abends mehr und mehr auf sich selbst zurück. Zu Beginn noch relativ klassisch gehalten, mit gleichmäßigen, kontrollierten Bewegungen, wurde die spontane Gestaltungshoheit der Tänzer Stück für Stück ausgeweitet und auch die körperliche Präsenz immer stärker. Das Atmen und die Geräusche des Körpers bestimmten zunehmend mehr den Rhythmus und die Spannung auf der Bühne, so dass zum Schluss die Musik fast vollständig in den Hintergrund geriet und hinter dem Jetzt-Geschehenden auf der Bühne zurücktrat. Diese Unmittelbarkeit wurde vielleicht auch noch dadurch verstärkt, dass der Veranstaltungsort keine Bühne im klassischen Sinn war, sondern sich die Tanzfläche in der Mitte des offenen Ausstellungsraumes des Ludwigsforum in Aachen befand, bei der die Zuschauer direkt an der Bühne saßen, die, abgesenkt und auf drei Seiten von Zuschauern umgeben, tatsächlich eher an ein antikes Forum als an ein Theater erinnerte.

Das Wochenende hat mich und, ich glaube, uns alle nachhaltig beeindruckt, so sehr, dass noch am Sonntagabend einige von uns in Mannheim gleich noch einmal im Theater waren, bei Improptu23, einer Improvisation des Kevin O'Day Balletts zu „electronic clubsound" im Rahmen des Jetztmusikfestivals, was durchaus einen Contrapunkt zum vorherigen Abend war und auch gleich Anlass zu weiteren Diskussionen gab.

von Benedikt Dengler

Anweisungen aus der Vergangenheit – Arpad Dobriban
13. April 2010

Was erwartet man, ...

... wenn einem ein „Künstlerkoch“ angekündigt wird? Ich stellte mir im Zusammenhang damit zunächst so etwas wie schön angerichtete Molekularküche vor, mehr fürs Auge als für den eigentlichen Hauptakteur beim Thema Essen – für den Geschmack.

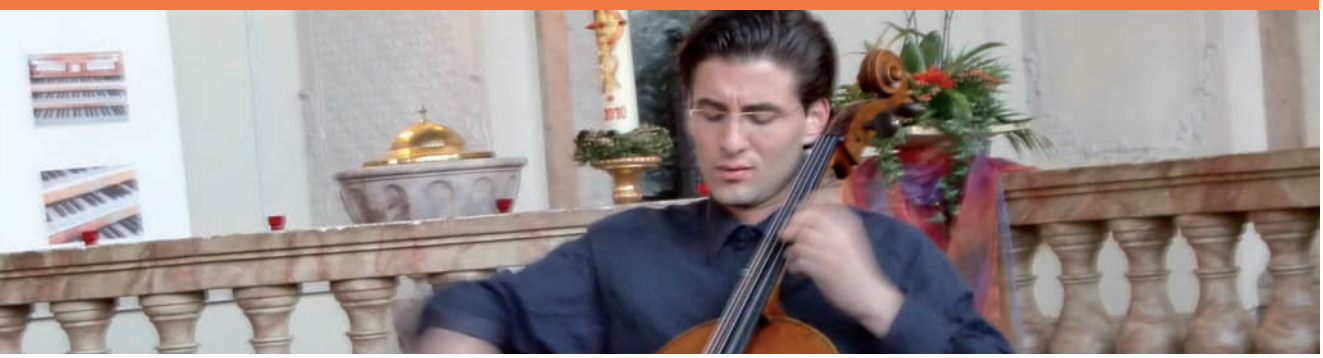
Genau um diesen aber geht es, wie sich bei ersten Recherchearbeiten herausstellte, Herrn Arpad Dobriban. Herr Dobriban möchte Geschmack weitertragen. Nicht irgendeinen, und erst recht nicht den von Tütchensuppen und Fertiggerichten. Vielmehr ist er auf der Suche nach Geschmäckern, die aus einer nichtindustrialisierten Küche stammen. Während seines Vortrags demonstrierte er diese „Urküche“ an zahlreichen Beispielen: Wir bekamen Suppe aus Sauermilch und Kräutern, längst vergessenen Wein, Speck und Fruchtaufstrich, der unwiderleglich tatsächlich aus Früchten bestand. Alles ohne jegliche Geschmacksverstärker und in ihrer Natürlichkeit belassen. Es war eine wahrhaftige Gaumenfreude und mir fiel seit langem einmal wieder auf, wie intensiv Geschmäcker sein konnten.

Sehr beeindruckend fand ich auch die Erzählungen zur Vorgehensweise seiner Arbeit: Er betreibt Feldforschung zur Nahrung, indem er nach alten Zubereitungsweisen in historischen Rezepten und nach nicht mehr bekannten Zutaten sucht. Daraus erarbeitet er mosaikartig die „Kulturgeschichte des Essens“.

Im Laufe des Abends mit Arpad Dobriban wurde mir immer mehr bewusst, wie verkümmert meine eigenen Geschmacksnerven doch sind. Wie sehr ich von Werbeslogans wie „gleichbleibend gute Qualität“, die in ihrer Gegenläufigkeit zur Natur wohl kaum zu übertreffen sind, beeinflusst bin. Insgesamt war es ein sehr interessanter, abwechslungsreicher Abend, der zum Nachdenken über die eigenen Essgewohnheiten anregte.

von Constance Karwatzki

Gesprächskonzert mit Valentin Radutiu
20. April 2010



Am 20. April kam Valentin Radutiu, ...

... der Preisträger des Wettbewerbs „Ton und Erklärung – Werkvermittlung in Musik und Wort“, nach Mannheim, um gemeinsam mit der Pianistin Yael Kareth ein Konzert in der Schlosskirche der Universität zu geben.

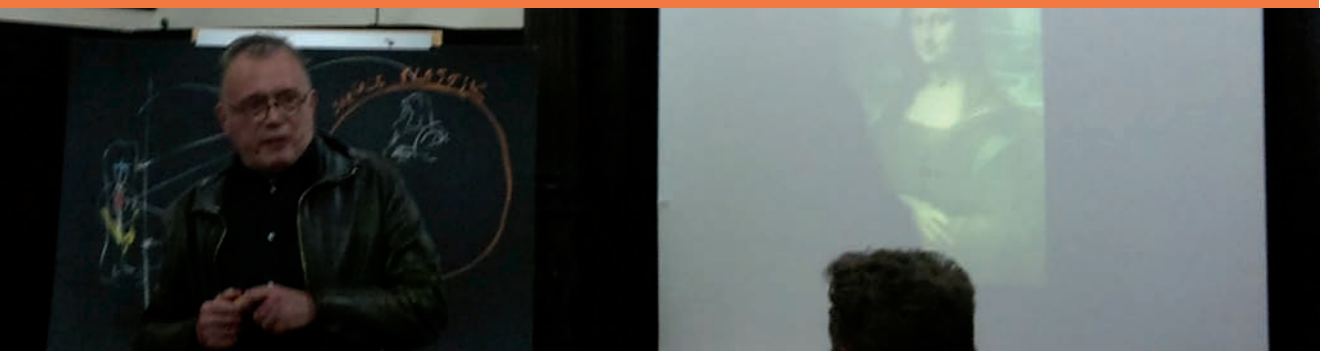
Den Abend erlebte ich wie in Trance: Ich war monatelang gemeinsam mit Benedikt, Eva und Yola mit der Organisation dieses Abends beschäftigt gewesen und empfand es dann gewissermaßen als Erlösung, dass es nun endlich soweit war. Ich denke, ich kann für alle sprechen, wenn ich sage, dass der Abend ein voller Erfolg war. Es hatten ca. 100 Besucher ihren Weg in die Schlosskirche gefunden und ich bin davon überzeugt, dass keiner in seinen Erwartungen enttäuscht wurde. Herr Radutiu und Frau Kareth spielten Werke von Schumann, Dutilleux, Brahms und Paganini. In der Schlosskirche bekam die Musik einen beinahe mystischen Beiklang. Eva und Christoph führten ganz sensationell das Programm durch den Abend, denn neben den musikalischen Darbietungen waren auch immer wieder Gesprächspassagen in das Programm eingeplant worden, um auf diese Weise eine noch intensivere Auseinandersetzung mit der Musik und den Künstlern zu gewährleisten. Dadurch sollte die „Bronnbacher Idee“ weiter nach außen getragen werden, die Erfahrungen, manchmal auch Überwindungen, die wir an unseren Wochenenden erleben, exemplarisch dargestellt werden. Mit dem eher modernen Stück von Henri Dutilleux, „Trois Strophes sur le nom de Sacher“, führte Radutiu das Publikum auf eine andere Ebene der Musik, erklärte, weshalb es nicht conditio sine qua non ist, ein Stück „schön“ zu finden, um es zu wertzuschätzen. Eine Aussage, die mich schon bei seinem Konzert bei der Jahrestagung 2009 besonders berührt hat und die sich im Laufe meines Bronnbacher Jahres immer wieder bewahrheiten sollte.

Ich kann mich an dieser Stelle nur nochmals ganz herzlich bei allen bedanken, die diesen Abend möglich gemacht haben und entschuldige mich, dass ich den Abend nicht besser in Worte fassen kann. Ich denke, dass jeder, der dabei war, es mir nicht verübeln wird – denn man musste das erleben.

von Constance Karwatzki

Die unsichtbare Plastik – Johannes Stüttgen

27. April 2010



Einen Abend lang versucht der Künstler ...

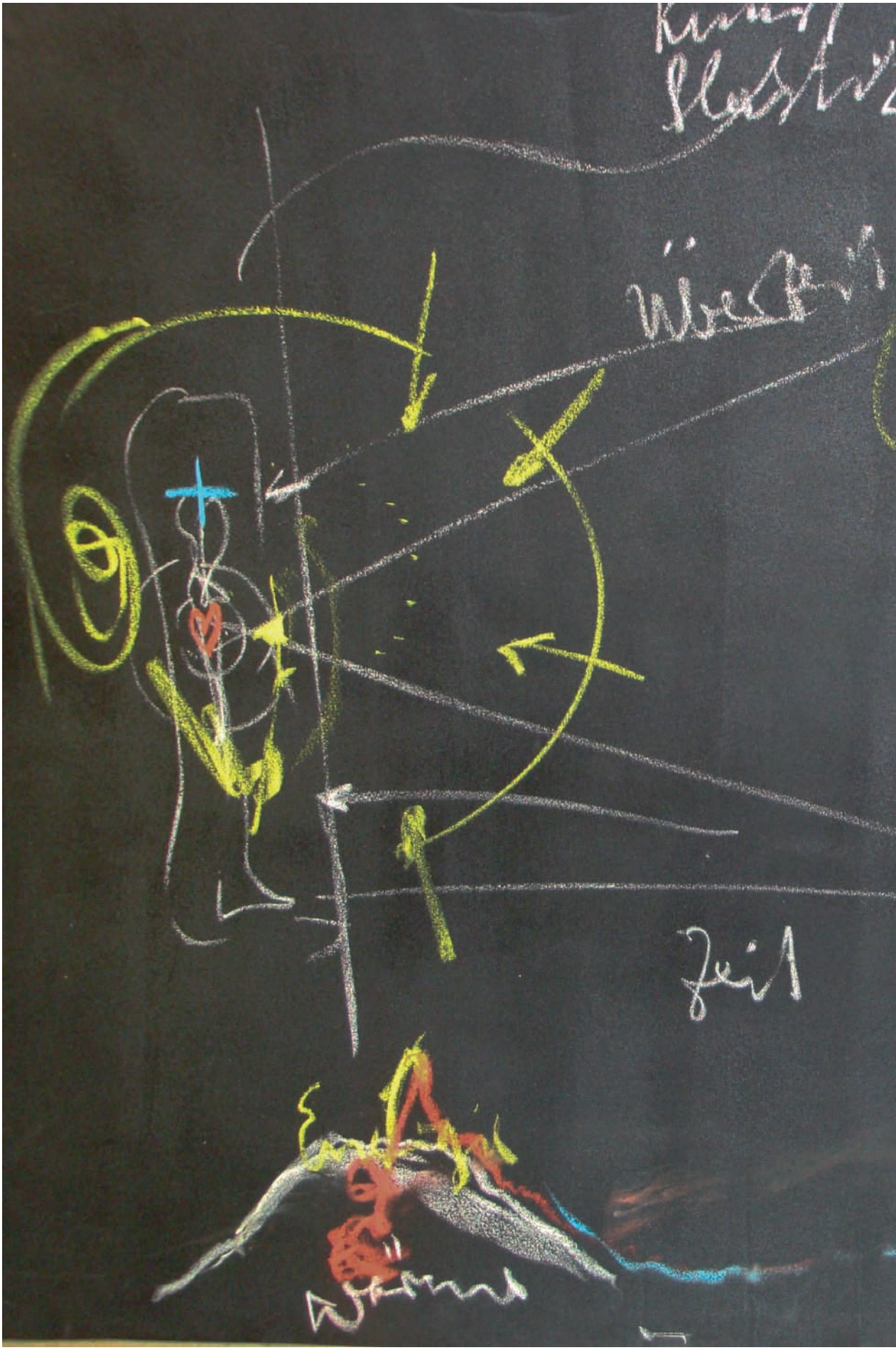
... und Beuys-Meisterschüler Johannes Stüttgen die „Unsichtbare Plastik“ für uns sichtbar zu machen. Bereits der in sich scheinbar widersprüchliche Titel ließ mich – und vermutlich auch alle anderen – stutzen und machte neugierig auf den Vortrag. Üblicherweise bringt man den Begriff der Plastik (=die Formende/Geformte [Kunst]) wohl eher mit der Bildhauerei oder zumindest mit etwas greif- und sichtbarem in Verbindung. Stüttgen erweitert nun in Anlehnung an die Ideen von Beuys diese gängige Vorstellung und präsentierte uns die „Soziale Plastik“ als gewünschte Gesellschaft, die durch den Menschen erst geschaffen wird. Dabei ist eine gewisse Vorstellung des Endzustandes, ähnlich wie in der Bildhauerei, in den Köpfen der Menschen schon vorhanden. Diese Theorie der „Sozialen Plastik“ besagt, dass jeder Mensch durch kreatives Handeln zum Wohl der Gemeinschaft beitragen und dadurch plastizierend auf die Gesellschaft einwirken kann.

So weit so gut. Nun begann auch der auf dem Bild noch sichtbare Teil der Veranstaltung. Während sich im Laufe des Abends die Tafel füllte, wurde das schwarze Loch in meinem Kopf immer größer: Bis heute hinterlässt der Abend ein Staunen, Verwirrung, eine gewisse Art von Unverständnis und Fragen, Fragen, Fragen! Daher möchte ich mich auf eine kurze Beschreibung einzelner Elemente beschränken; ein Versuch der Erklärung meinerseits könnte der Theorie und dem Vortrag bei weitem nicht gerecht werden:

Links der Mensch mit Herz („Mitte“), Kopf („Rationalität“) und Feuer („Energie“) steht in Verbindung und ständiger Wechselwirkung (Pfeile) mit der „Sozialen Plastik“. Unter dem Menschen ist ein brodelnder Vulkan zu sehen. Dieser steht in Zusammenhang mit der Beuys’schen Fettecke rechts unten (kleines gelbes Dreieck), die den „Energiezustand als Form“ verdeutlicht. Die Mona Lisa rechts oben innerhalb der „Sozialen Plastik“ weiß als Kunstwerk schon vor der Entstehung mehr als der Künstler selber; etwas ist wirksam, was zu dem künftigen Werk führen wird. Diese „künstlerische Freiheit“ spiegelt sich in dem Lächeln von da Vinci’s Mona Lisa wieder.

Danke für einen faszinierenden Abend!

von Yola Engler

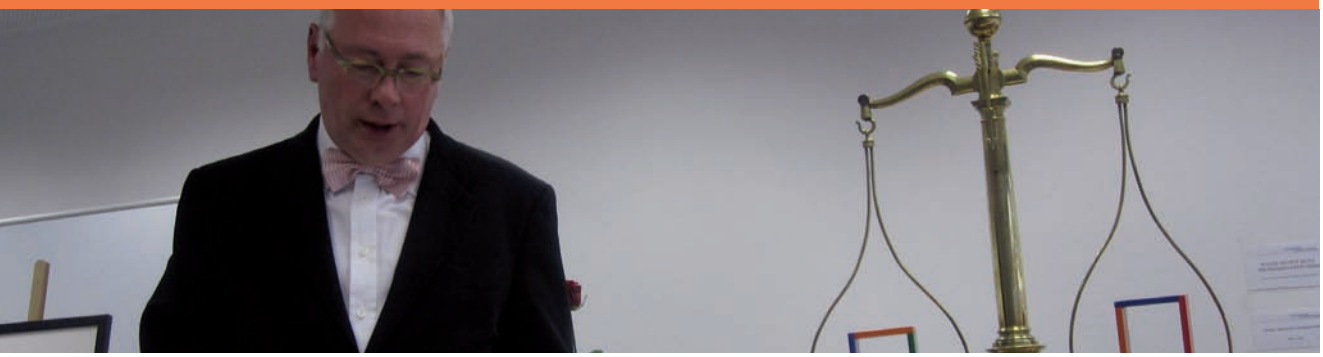


Die unsichtbare Plastik - von Johannes Stüttgen

Forum
Köln
27.4.2010
MANNHEIM

Die Renaissance der Ökonomie – Prof. Jan Teunen

4. Mai 2010



Gleich zu Beginn ...

... seines Vortrags klärt uns Prof. Jan Teunen auf, dass wir an diesem Abend nichts Neues von ihm erzählt bekämen, aber vielleicht die eine oder andere neue Kombination in unserem Kopf stattfinden könne. Die Anwesenden sind trotz oder wegen dieser einführenden Worte gespannt auf die Anekdoten aus dem Leben eines Cultural Capital Producer (so wie sich Prof. Teunen selbst bezeichnet), der zuvor zwölf Jahre bei Asbach Uralt beschäftigt war. Was macht ein Cultural Capital Producer? Prof. Teunen erklärt, dass er als zunächst Außenstehender in das Unternehmen komme und sich dann um all das kümmere, was nicht in den Bilanzen stehe. Unter dieses „alles andere“ falle zum Beispiel der Unternehmenswert, der sich aus den drei „W“s Wert, Wissen und Wirken zusammensetze, die Unternehmenskultur, die durch ein Gleichgewicht von wirtschaftlicher und kultureller Verantwortung entstehe oder die Unternehmensidentität, die sich durch die Einheit in Wort, Gedanke, Tat und Dingen herausbilde. So liebt es Prof. Teunen beispielsweise Unternehmensphilosophien zu schreiben, denn diese erzeugen die Identität eines Unternehmens.

Die Renaissance der Ökonomie, die Prof. Teunen prophezeit, werden wir noch alle miterleben, denn sie wird schon Ende nächsten Jahres eintreffen! Bei diesem Systemwechsel werde unser von Profit und Berechenbarkeit bestimmtes Zeitalter durch ein Zeitalter, in dem es auf ganzheitliches Denken und Handeln ankommt, abgelöst. Es stimmt wohl, dass Prof. Teunen damit nichts Neues erzählt. Vielmehr scheint er der Mode des Wortes Ganzheitlichkeit verfallen zu sein und meiner Oma, die der Spiritualität nicht abgeneigt ist, aus dem Mund zu sprechen. Die neuen Kombinationen in meinem Kopf haben sich seit dem Vortrag aber leider auch noch nicht bemerkbar gemacht.

von Julia Möckel

Theater mit Rimini Protokoll in Berlin

14. bis 16. Mai 2010

Rimini Protokoll ist das Label ...

... für Projekte von Helgard Haug, Stefan Kaegi und Daniel Wetzel. Wir hatten an diesem gemeinsamen Wochenende in Berlin nicht nur die Möglichkeit, alle Mitglieder des Rimini Protokolls persönlich kennenzulernen, sondern uns auch mit Sebastian Brünger, der für die Dramaturgie, Produktion und Recherche zahlreicher Projekte zuständig ist, auszutauschen sowie ein neues Projekt vom Hause Rimini Protokoll „Best Before“ hautnah zu erleben.

Am Samstagnachmittag hat uns Daniel Wetzel zunächst die Arbeit von Rimini Protokoll, seine Ansätze, Denkweise sowie Herangehensweise näher gebracht. Rimini Protokoll ist ein Verbund aller Projekte, die die drei oben genannten Mitglieder, egal in welcher Konstellation, durchführen. Daniel betrachtet es als einen Service für das Publikum, welcher auf gegenseitiger Motivation, kreativem Kopieren oder sogar „Klauen“ von Perspektiven und Herangehensweisen der drei Künstler basiert.

Die Grundidee besteht darin, die Black Box des Theaters, das Vorgemachte, das Künstliche durch den White Cube, durch etwas Realeres, zu ergänzen. Dieses reale Element wird durch die Auseinandersetzung mit den Experten der Wirklichkeit erreicht. Diese Experten sind keine professionellen Schauspieler, sondern einzelne Personen, die im wirklichen Leben die gleiche Aufgabe oder Position wie im Theaterstück erfüllen. Sie spielen also stets sich selbst. Dadurch wird versucht, den Zuschauern die Theaterbrille abzunehmen und die Grenze des Theaters näher an die Realität zu rücken. Was ist echt und was eine Inszenierung? Durch diese enge Kooperation mit den „Laien“ als Schauspieler kommt es zwangsläufig zu einer Konfrontati-

on, einem Zusammenkommen und Zusammenprallen von Leuten, die ohne das Projekt nicht zusammengekommen wären. Und das macht Rimini Protokoll so einzigartig und interessant. Fraglich bleibt, ob die Black Box des Theaters, das Vorgemachte, das Gespielte, völlig aus einer Theatervorstellung eliminiert werden kann. Auch ein Laie kann sich durch Wiederholung und ständiges Proben einer Szene von seiner eigenen Rolle ablösen. Es ist auch wichtig zu bemerken, dass das Gespielte die charakteristische Eigenschaft des Theaters ist. Ist es dann noch Theater, wenn nichts inszeniert wird? Abschließend zu unserer Diskussion hat uns Daniel Wetzel verschiedene Projekte wie „Wallenstein“ (2005) oder „Deutschland 2“ vorgestellt.

Das nächste Gespräch haben wir mit Sebastian Brünger geführt, der BWL und Politikwissenschaft in Mannheim studiert hat. Es war dadurch interessant zu erfahren, wie ein Wirtschaftswissenschaftler in die künstlerische Szene gekommen ist und wie ein Projekt auch rein wirtschaftlich betreut werden muss. Ist es berechtigt, für nur 200 Zuschauer ein Projekt wie „Hauptversammlung“ mit einem enormen Budget durchzuführen? Ohne diese Frage direkt zu beantworten muss aber zugegeben werden, dass „Hauptversammlung“ den Begriff „Theater“ ganz real gemacht hat. Die „reale“ Hauptversammlung von Daimler von 2009 als eine Theaterbühne zu deklarieren, um zu sehen, dass in der Realität jeder eine Rolle einnimmt, sei es ein Unternehmen oder Aktionäre, war eine richtige organisatorische Herausforderung.

Am Samstagabend waren alle Bronnbacher ein Teil vom Rimini Protokolls Projekt „Best Before“. Die ganze Vorstellung war ein großes Video-Spiel. Am Anfang des Spiels wurde jeder Zuschauer mit einem Controller ausgestattet und man beginnt, den eigenen Avatar auf einer

großen Leinwand fernzusteuern. Er durchläuft ein ganzes Leben geprägt von Entscheidungen, anderen Avatare und ein wenig technischer Geschicklichkeit sowie Glück. Alle 200 Avatare wachsen zusammen auf einer Leinwand auf, sie prallen aufeinander und arbeiten zusammen.

Es ist eine Art Dokumentartheater, in dem Zuschauer das Spiel des Lebens spielen, das ihnen neue Einblicke und Perspektiven in das alltägliche Leben und die Wirklichkeit ermöglicht. In diesem Spiel ist mir aufgefallen, dass die Avatare zwar am Anfang der Vorstellung gleich aussahen, sich aber im Laufe des Spiels individuell, d.h. von der Größe, Ausstattung, Fähigkeit etc. entwickelt haben. Das spiegelt die bezaubernde Verschiedenartigkeit der Menschen in der Wirklichkeit wider. Diese Arbeit ohne literarische Vorgabe stellt eine Weiterentwicklung der Mittel des Theaters dar und lässt die Grenzen zwischen Realität und Theater weiter verwischen.

Mit Helgard Haug und Stefan Kaegi haben wir uns am nächsten Tag nicht nur über die Entstehungsprozesse von „Best Before“ unterhalten, sondern auch über das Potential der technischen Ausstattung, die für „Best Before“ entwickelt wurde, sowie die Aufgabe der „Avatare“. Diese Computerfiguren stellen die Hauptakteure dar, Entscheidungen werden aber von den Zuschauern getroffen, die dadurch den Ablauf mitgestalten. Die vier Personen auf der Bühne: ein Politiker, eine Verkehrslotsin, ein Spieletester und eine Programmiererin sind lediglich Gastgeber des Spiels und begleiten und kommentieren das Geschehen. Abschließend wurden die Projekte „Calcutta“ sowie „100% Berlin“ kurz vorgestellt.

Wir hatten am Sonntagvormittag auch die Gelegenheit, über das Projekt „Best Before“ mit der Theaterkritikerin Christine Wahl vom Tagesspiegel/Spiegel online zu diskutieren. War es ein gelungener Versuch, die Wirklichkeit abzubilden? Oder ging das Spiel nicht über die Ebene heraus, die Figur auf der Leinwand zu finden und sich mit dem Nachbarn auszutauschen, wie die nächste Frage zu beantworten ist? Alle waren sich sofort einig, dass es sich nicht um ein Theatererlebnis im klassischen Sinne handelt. Egal, ob der Zuschauer resigniert oder involviert war, keiner konnte sich dem „Theaterspiel“ entziehen. Man ist motiviert zur Selbstreflektion, Selbstbeobachtung während des Spiels; es ist eine Form vom Bewusstmachen durch Interaktion mit dem Betrachter. Ein „Theaterspiel“ angepasst an die moderne Gesellschaft. Das Theater nimmt sich das Recht, konkrete Fragen zu stellen und konkrete Antworten zu erwarten. Auf der anderen Seite ist das Spiel stark vereinfacht, es wird sehr wenig von einem gefordert, was zur Konsequenz haben kann, dass sich der Zuschauer schnell langweilt. Auch das Spielkonzept an sich läuft Gefahr, dass die Idee vom Durchleben eines wirklichen Lebens nicht ernst genommen wird. Man kann sehr wenig strategisch denken und viele Entscheidungen bringen keine Konsequenzen mit sich. Trotzdem bin ich der Meinung, dass Rimini Protokoll mit „Best Before“ einen Anstoß zur Selbstreflektion geschaffen hat. Das Theatererlebnis ist so anders, dass man nicht ohne Nachdenken den Theatersaal verlassen kann.

von Tuyen Ha Minh

Der Reihenfolge nach

Theater stand an zwei Wochenenden bei uns auf dem Programm. Zum ersten Mal in Dresden mit Heiner Goebbels und der Aufführung „Stifters Dinge“ sowie eine Aufführung von Brecht, „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“. Zum zweiten Mal in Berlin, dort in Form eines Workshops mit Rimini Protokoll und der Aufführung „Best Before“.

Mein Theaterverständnis zu Beginn des Bronnbacher Stipendiums würde ich als das eines Laien bezeichnen. Man geht rein, schaut es sich an, vielleicht gefällt es einem, es soll vor allen Dingen amüsieren und gut war‘s. Im schlechtesten Falle, auch das beobachte ich immer wieder, erwischt man Zuschauer, die eingeschlafen sind. Die Befürchtungen jedenfalls, dass es nachher eine richtig schwierige Kost wird, die waren da.

Dann haben wir Stifters Dinge gesehen. Wer nur im Ansatz geglaubt hatte, wir würden Menschen sehen, der hatte sich getäuscht. Es war eine Komposition aus verschiedenen Gegenständen kombiniert mit Musik und Erzählung, Lichteffekten, Nebeleffekten, Wassereffekten, Geräuscheffekten und vielem mehr. Immer passierte etwas Neues. Immer wieder wurde der Theatersinn aufs Neue geprüft. Und doch! Wann kommen die Schauspieler? Sie kamen nie! Für mich war das ein sehr wertvolles Erlebnis, weil ich die Theaterwelt so gar nicht kannte. Ich habe Sie neu kennengelernt und es gefällt mir. Einen Tag später sahen wir dann „Die heilige Johanna der Schlachthöfe“, das war Theater, wie ich es kannte, und da habe ich gemerkt, wie unterschiedlich Theater sein kann. Jeder hat seine Vorlieben, aber für mich war „Stifters Dinge“ vorerst die Referenz, so wollte ich Theater erleben.

Bis wir nach Berlin kamen. Rimini Protokoll. Sie sind bekannt dafür interaktives Theater zu spielen. Der Zuschauer ist aktiv dabei und die Schauspieler spielen quasi das, was sie selbst im Beruf tagtäglich tun. Ich habe mich gefragt, wie das geht, und war mit dem Thema etwas vorsichtig. In meinem Hinterkopf stand immer noch „Stifters Dinge“ als Referenz.

Im Theater angekommen, immer noch skeptisch, nicht wissend was mich erwartet, beschloss ich das Ganze auf mich zukommen zu lassen und auf Sitzplatzsuche zu gehen. Begeistert, dass Florian Winzer in der dritten Reihe gute Plätze gefunden hat, nahm ich Platz und versuchte erst einmal zu beobachten.

Da werkeln Leute, die scheinen noch nicht fertig zu sein? Weit gefehlt, das Theater hatte schon längst angefangen und die ließen sich von der bestehenden Unruhe im Publikum auch nicht beeindrucken. Ich würde sagen, selber schuld, wenn der Zuschauer den Anfang verpasst. Wie sich später herausstellte, sahen wir eine Programmiererin, einen Spieletester, eine Verkehrslotsin und einen Politiker.

Dann fiel mir etwas Besonderes auf. An der Lehne meines Vordermannes war leicht versteckt ein Spielekontroller befestigt. Was hat das mit Theater zu tun? Ja, wir spielen Theater. 200 Leute im Saal. Alle gleichzeitig. Wohl gemerkt mit dem erwähnten Kontroller und einem Avatar. Der Avatar war die Figur, die jeder Zuschauer in einer Welt von BESTLAND steuerte. Das Ganze wurde auf eine riesige Leinwand projiziert. Verwirrung war bei 200 Leuten auf einer Leinwand zu 100 % vorprogrammiert.

Wir spielen das Leben von Geburt bis Tod. Wir können uns bewegen, wir können hüpfen, wir können uns verlieben, heiraten und uns auch wieder trennen. Alles schien möglich. Passend zu jedem Alter wurden wir mit Entscheidungen konfrontiert. Meist JA und NEIN. Für Ja mussten wir nach links laufen oder für Nein nach rechts. Jede Entscheidung veränderte den Avatar ein bisschen. Als Student bekam man eine Brille, als Spieltester einen Computer, als Wehrdienstleistender

eine UZI, als Verkehrslotse ein Verkehrsschild usw.

Ich beschloss von Anfang an, genau das zu machen, was ich im wirklichen Leben nicht machen würde oder gemacht habe. Mich interessierte, was da Verkorkstes am Ende rauskommt. Das Experiment bot sich wunderbar an.

Am Anfang wählte ich Faulheit statt Ehrgeiz und Fleiß. Entschied mich für Computer spielen statt Sport. Die Schule wurde auch vernachlässigt und so weiter. Bis wir dann im Teenageralter waren und es darum ging, „DROGEN: Ja oder Nein?“ Genau in der Sekunde war für mich klar, nein danke so nicht. Ein Appell an alle Besucher, „Keine Macht den Drogen!“ Zum ersten Mal habe ich mich nicht für das Gegenteil entschieden, ich wollte ein Zeichen setzen und das habe ich bis zum Ende dann auch durchgezogen.

Das hatte na klar dann auch seine Folgen. Irgendwann mit 40 war die Option, sich zur Präsidentschaftswahl von BESTLAND aufzustellen. Man musste dafür auf eines der vier Podeste hüpfen, was mir gelungen war. Es gab somit vier Kandidaten, die dann von den Schauspielern vorgestellt wurden. Tabellarisch wurden die Eigenschaften und Entscheidungen des Avatars aufgezeigt. Kurz gesprochen, die meines Avatars waren furchtbar. Im Wesentlichen hatte mein Avatar eine reine Weste, wir erinnern uns an keine Macht den Drogen. Meine Grundeigenschaften allerdings waren faul, spielsüchtig und arbeitslos. Dass ich damit bei einer Präsidentschaftswahl mit 11 % schlecht abschneiden werde, war klar.

Dies ist nur eine kleine Anekdote, die einen persönlichen Ausschnitt aus „Best Before“ zeigt. Viel entscheidender aber war, dass es mir was gegeben hat. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, man kann vom Theater auch was lernen. Wie hier die Entscheidung am Anfang für Faulheit. Dies begleitete mich über das ganze Spiel, oft dachte ich mir: „Hätte ich doch nur Fleiß genommen.“ Manche Entscheidungen lassen sich nicht ändern und Gott sei Dank es war nur ein Spiel. Das neue Medium bietet auf jeden Fall ganz neue Möglichkeiten. Ich bin begeistert über diese Form des Theaters.

Drei unterschiedliche Facetten von Theater haben wir kennen gelernt und jeder von uns hat bestimmt eine andere Wahrnehmung zu diesen entwickelt. Aber eines ist sicher, es hat bestimmt bei jedem das Verständnis für Theater und den Prozess dahinter neu definiert.

von Florian Boland
(Ausschnitt aus einem Redebeitrag zur Abschlussveranstaltung des Bronnbacher Jahrgangs 2009/2010)

Architektur mit Prof. Wolfgang Christ in Weimar

28. bis 30. Mai 2010

Da war es nun also ...

... unser letztes Bronnbacher Wochenende. Mit gemischten Gefühlen machten wir uns auf nach Weimar. Zum einen wehmütig, dass das Jahr voller positiver Erfahrungen und Eindrücken sich dem Ende neigt, zum anderen erleichtert, dass sich die freien Wochenenden danach verdoppeln werden.

Aufgrund der derzeit stattfindenden Klausurvorbereitung war unsere Gruppe auf ca. die Hälfte dahingeschmolzen. Das Wochenende startete offiziell Freitag am frühen Abend in der Bauhaus-Universität Weimar. Wir wurden von Professor Wolfgang Christ und seinem Assistenten empfangen. Prof. Christ war der Gastgeber des Wochenendes. Seit 1993 lehrt er Städtebau an der Bauhaus Universität und war zudem maßgeblich an der Gestaltung des Studiengangs Europäische Urbanistik beteiligt.

Die anschließende Führung durch die Universität führte uns durch das geräumige Treppenhaus ins Gropiuszimmer. Das Gropiuszimmer war das Arbeitszimmer Walter Gropius`, Gründer des Bauhauses und maßgeblicher Gestalter der modernen Architektur. Als Nachfolger von Henry van de Velde wurde er 1919 Direktor der Hochschule für Bildende Kunst in Weimar, welche er in „Staatliches Bauhaus in Weimar“ umtaufte. Sein Arbeitszimmer war im typischen Bauhausstil eingerichtet: Klare Linien und sich überall wiederfindende Formen.

Im Anschluss an die Besichtigung folgte eine architektonische bzw. eher eine stadtplanerische, urbanistische Stadtführung durch Weimar. Prof. Christ machte uns auf viele stadtplanerische Kleinigkeiten aufmerksam, die wir

sonst wahrscheinlich nicht beachtet bzw. als selbstverständlich angesehen hätten. Sehr spannend waren auch seine Ausführungen über die urbanistische Gestaltung der Weimarer Innenstadt in den frühen 90er Jahren.

Im Zuge der Stadtführung besuchten wir auch den englischen Garten. Der Unterschied zwischen einem französischen und einem englischen Garten war mir aufgrund der Schulbesuche des Schwetzinger Schlossparks bekannt: der französische, sehr akkurat angelegt, wirkt aufgeräumt mit vielen symmetrischen Formen bzw. Anlagen; der englische, mehr oder weniger freie Natur mit ein paar Wegen.

Was mir jedoch nicht bewusst war, ist die gespielte Natur des englischen Gartens. Auch beim englischen Garten ist alles durchdacht. Jeder Baum und jeder Strauch sind bewusst gepflanzt, wenn auch mit der Gewissheit, dass erst nach ein paar Jahrzehnten die gewünschte Optik eintreten wird. Sogar künstliche Ruinen wurden von den Gartenplanern als Stilmittel verwendet. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir der so genannte Aha-Graben. Um ungebetene Tiere bzw. Gäste aus dem Park zu halten, wurde der Garten mit einem Graben begrenzt. Im Gegensatz zu einer Mauer hat der Graben jedoch den Vorteil nicht den Blick ins Weite zu verbauen und somit weiterhin die perfekte Natur vorzuspielen.

Am nächsten Morgen bekamen wir eine theoretische Einführung in das Thema unseres Wochenendes in einem Seminarraum der Universität. Unser Wochenende stand ab sofort ganz im Licht der Urbanistik. Zunächst sollten wir fünf Wörter aufschreiben, die wir mit „urban“ verbinden und dazu noch ein Bild zeichnen. Die meisten Bilder zeigten eine Stadtszene mit vielen Häusern, belebten Straßen und vielleicht noch einen Park. Prof. Christ machte uns darauf aufmerksam, was den urbanen Raum ausmacht: Angefangen mit der Entstehung der frühen Städte durch Handel und die Begegnung mit dem Fremden über den Dualismus zwischen innen und außen, die Unterscheidung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit hin zur generellen Frage des Gegensatzes von Kultur und Natur und dann schließlich endend als zugespitze urbane Szene in Hoppers Gemälde „Nighthawks“, auf dem nichts Natürliches zu sehen ist. Den Morgen schlossen wir mit einem Besuch der neuen Räumlichkeiten der Herzogin Anna Amalia Bibliothek ab.

Unsere Aufgabe für den Nachmittag war es, urbane Orte, Stimmungen und Situationen mit unseren Kameras in Weimar einzufangen und so zu vermitteln, was für uns Urbanität darstellt. In Prof. Christs Worten: „Mapping Urban Weimar“. So liefen wir jeder für sich durch die Stadt und fotografierten urbane Szenen. Und da man in einer Stadt so ziemlich alles als urban bezeichnen kann, war das Spannende dabei, wer was fotografiert. Abends haben wir uns die Bilder dann gegenseitig gezeigt und erzählt, warum wir das Foto geschossen haben.

Das Wochenende endete Sonntagmorgen wiederum in dem Seminarraum der Universität. In einem Rollenspiel sollten wir entweder dafür oder dagegen plädieren, einen Geschäfts- und Wohnkomplex in eine Stadt zu integrieren oder am Stadtrand bzw. „auf die grüne Wiese“ zu bauen. Nach dieser spannenden Diskussion machten wir uns wieder auf gen Mannheim. Alles in allem war das Wochenende ein sehr gelungener Abschluss unseres Bronnbacher Jahres.

von Sören Jensen

New European Urbanism: Vom Selbstverständnis moderner Bürger

Bei unserem letzten Wochenende – Ende Mai – erweiterte Prof. Dr. Wolfgang Christ, Inhaber des Lehrstuhls „Entwerfen und Städtebau“ an der Bauhaus-Universität Weimar – die Auseinandersetzung mit Stadtsoziologie und Kommunalpolitik um eine wissenschaftliche Perspektive. Die Struktur europäischer – und vor allem südeuropäischer – Städte sei durch soziale und politische Funktion motiviert, so die These des Professors mit Blick auf das bekannteste Beispiel der Antike, der Akropolis in Athen. Etymologisch betrachtet machte er dabei folgende Differenz: Der deutsche Begriff Bürger ist von Burg abzuleiten, verweist somit auf die Rechten und Pflichten der Verteidigung gegen Eindringlinge im Kriegsfall und dem damit verbundenen Rückzug in die jeweilige Burg. Das lateinische urban hingegen bedeutet in etwa gebildet, fein. Das Selbstverständnis der Römer als Angehörige – um es neutral zu sagen – der Stadt Rom wurde nicht durch räumliche Präsenz begrenzt, wie in der nordeuropäischen Burg, man fühlte sich auch in der entferntesten Provinz als Bürger mit politischen Rechten und Pflichten, so die These. Auch in Deutschland gehen viele Städte den Weg zu einer urbanen Stadt: Das Ideal des aktuellen Städtebaus v.a. in den USA heißt nun New European Urbanism, nachträglich versucht man städtebauliche Elemente einzufügen, die Städte urban machen. Fein und gebildet, als Ergebnisse aus dem Stowasser übersetzte Wolfgang Christ, heißt dann in unserer Alltagssemantik im modernen städtebaulichen Sinne, die Begegnung mit und Integration vom Fremden im weitesten Sinne stehen dort im Mittelpunkt.

von Eva Gredel
(Ausschnitt aus einem Redebeitrag zur Abschlussveranstaltung des Bronnbacher Jahrgangs 2009/2010)

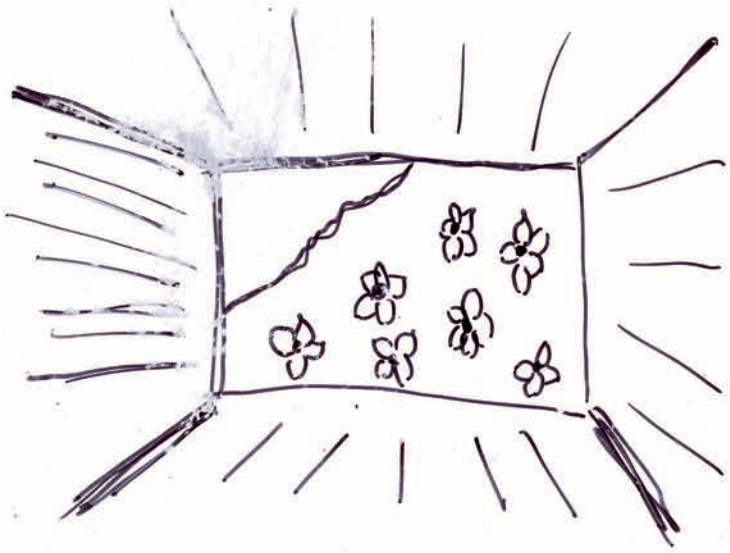
Nachfolgend finden Sie die Begriffssammlungen und Bilder, die zum Begriff „urban“ am Samstagvormittag entstanden.

Was ist Urbanität?

5 Begriffe

Komplexität
Life-Work-Balance
Mobilität
Interessenskonflikte
Innenentwicklung.

1 Bild



Was ist Urbanität?

5 Begriffe

- Stadt
- U-Bahn
- Park
- einkaufen
- Haus

1 Bild

Was ist Urbanität?

5 Begriffe

Ballungsraum
Baulücke
Ghettoisierung
städt. Zentrum
Einkaufsmöglichkeiten

1 Bild

Was ist Urbanität?

5 Begriffe

PLAN

STADTBAU

EINFACH

RUHE

GRÜN

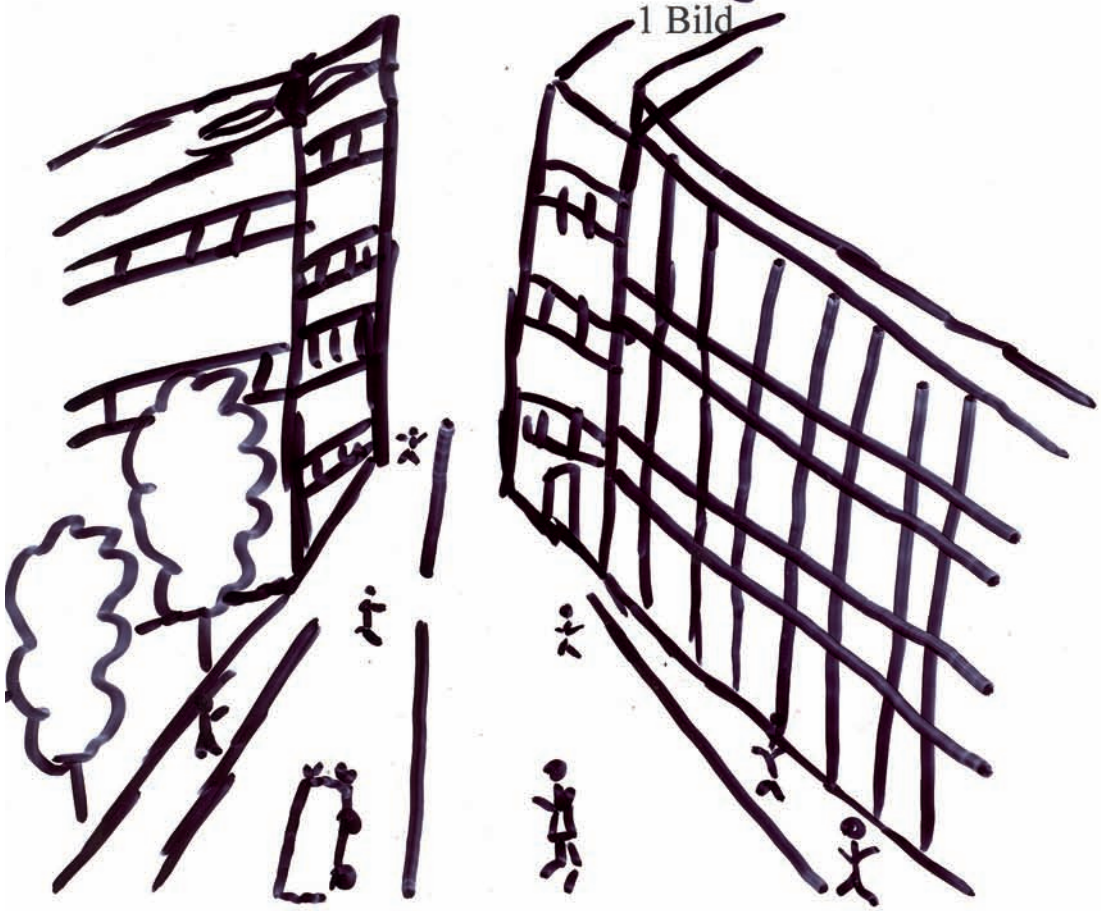
1 Bild

Was ist Urbanität?

5 Begriffe

Baum
Flaster
Fenster
Menschen
Enge

1 Bild



Was ist Urbanität?

5 Begriffe

- Lebensqualität
- Gleichgewicht
- 'Liebe deine Stadt'
- Gemeinschaftlichkeit
- weltlich

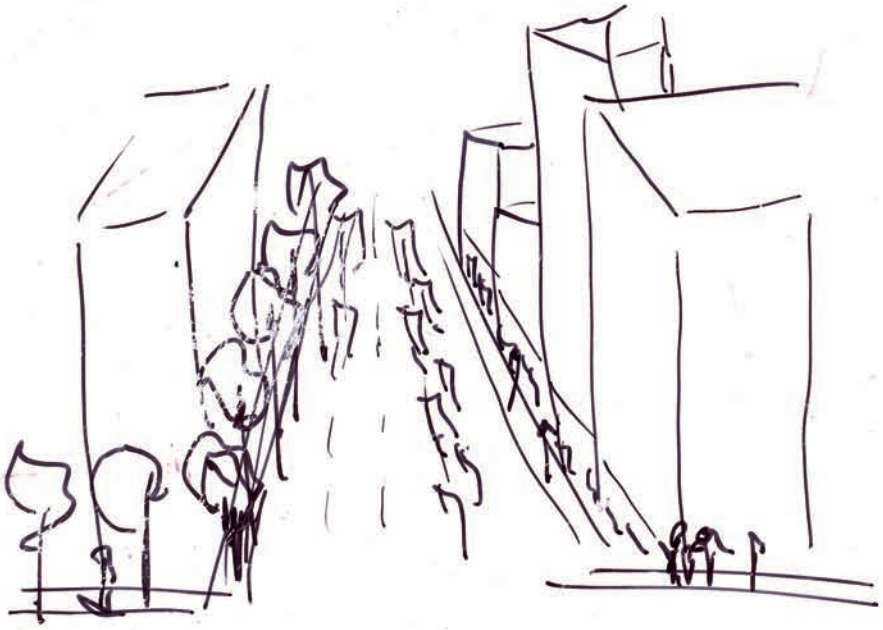
1 Bild

Was ist Urbanität?

5 Begriffe

Leben
Dynamik
Vielfalt
Lärm
Chaos

1 Bild

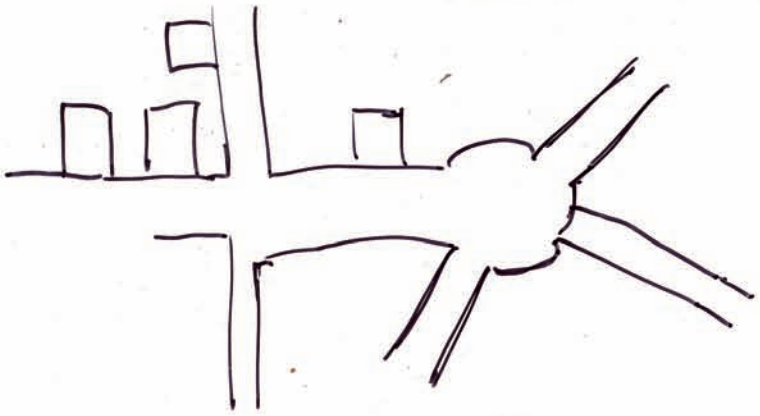


Was ist Urbanität?

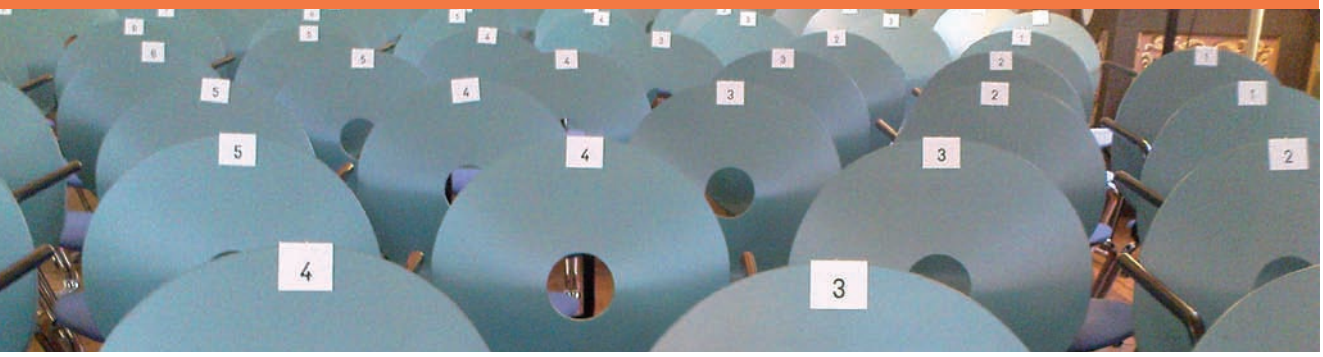
5 Begriffe

Stadt
Infrastruktur
Ordnung / Plan
Zivilisation

1 Bild



Abschlussabend des 6. Jahrgangs des Bronnbacher Stipendiums
Moderation



Vor etwa zwei Wochen ...

... habe ich diesen Brief erhalten. An mich adressiert, in meinem Briefkasten – so weit, so gut – aber, und hier setzte meine Verwirrung, meine Irritation ein, geschrieben in meiner eigenen Handschrift. Was hatte das zu bedeuten? Warum sollte ich mir selbst einen Brief – und warum erinnerte ich mich nicht daran?

Ich weiß nicht, ob sich jemand von Ihnen, von Euch, jemals selbst einen Brief geschrieben hat. Und das dann auch noch vergaß. (Pause) Aber das Gefühl, welches in diesem Moment entsteht, ist unvergesslich. Das Gefühl, dass für einen Moment, für einen Augenblick der scheinbar untrennbare Gegensatz von Sender und Empfänger, von Gebendem und Nehmendem, von Schaffer und Betrachter aufgelöst, überwindbar wurde – ein scheinbares Paradox, und doch war es da – war es Unbehagen? Oder nur Überraschung darüber, dass meine heile, funktionierende Welt für einen klitze kleinen Moment in ihrer Stabilität erschüttert wurde?

Vielleicht kann dieses Gefühl, dieses Erlebnis, als Beispiel stehen für dieses vergangene Jahr, in dem wir Stipendiaten des 6. Jahrgangs des Bronnbacher Stipendiums immer wieder die sichere Position des Empfängers, des Betrachters verlassen mussten, selbst zu Sendern, zu Schaffenden wurden und, darüber hinaus, in der Auseinandersetzung mit der Kunst, mit den Entstehungsprozessen und in der Interaktion mit den Künstlern immer wieder Fuß setzten in diesen Zwischenraum, an diesen Ort, dieses Paradox, wo wir zu Sendern und Empfängern, zu Produzenten und Konsumenten gleichermaßen wurden, und gleichzeitig uns auf ein Abenteuer einlassen konnten – durften – mussten: ein Abenteuer, dessen Ausgang ungewiss war.

Einen wunderschönen guten Abend allerseits! Vielen Dank für die einleitenden Worte. Wir möchten Sie und Euch alle auch von Seiten des aktuellen Jahrgangs noch einmal ganz herzlich begrüßen und unsere Freude über Ihr so zahlreiches Erscheinen zum Ausdruck bringen. Wir freuen uns besonders, aufgrund des unermüdlichen Einsatzes von Herrn Reinmann-Dubbers und Dr. Jürgen Schneider Sie hier heute in diesem prächtigen Raum zu empfangen, der dem Anlass sicher mehr als gerecht wird. Ich darf uns

vorstellen: mein Co-Moderator ist Florian Boland und mein Name ist Sascha Melchert, und wir haben die große Ehre, Sie durch den heutigen Abend geleiten zu dürfen.

Ein Jahr liegt hinter uns. Ein gemeinsames Jahr, in dem wir an 12 Wochenenden und an vier Abenden in der Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Kunstformen, Künstlertypen und Kulturschaffenden eine Menge besonderer Erfahrungen machen, Einblicke und Eindrücke sammeln, Erlebnisse haben durften, an denen wir Sie alle heute Abend teil haben lassen wollen. Ein Jahr, in dem aus einer Gruppe sich weitgehend fremder Studenten unterschiedlicher Fachrichtungen eine Gruppe, eine Gemeinschaft entstanden ist. Ein Jahr, das für jeden von uns auf ganz individuelle Weise etwas Besonderes war, vielleicht lehrreich, vielleicht eine Chance, die eigenen und bekannten Sicht- und Denkweisen sich zu vergegenwärtigen, zu überprüfen, neu zu bewerten. Eine Horizonterweiterung, im wahrsten Sinne des Wortes.

Ich möchte an dieser Stelle auch die Gelegenheit nutzen, unser aller Dank zum Ausdruck zu bringen. Unseren Dank für die unermüdliche Organisationsleistung von Seiten des Kulturkreises, für die sich größtenteils Frau Annerose Müller verantwortlich zeichnet; unseren Dank für die ideelle und gestalterische Leitung und Begleitung durch unseren Kurator, Herr Konstantin Adamopoulos; und, im ganz Besonderen, unseren Dank für die materielle Unterstützung durch den Kulturkreis und alle Förderer, private Personen und Unternehmen, von denen einige heute in Person oder als Repräsentanten anwesend sind. Vielen Dank.

Bevor ich nun das Wort an meinen Co-Moderatoren weitergebe, der Ihnen einen Ausblick über das heutige Programm geben wird, möchte ich noch einmal an den Anfang dieses Stipendienjahres zurückkehren, das mit einem Wochenende im Kloster Bronnbach begann. Denn hier habe ich ihn verfasst – und an mich adressiert, jenen Brief, den ich Ihnen einleitend vorstellte. So wie jeder andere der Stipendiaten, die heute hier sind, haben wir uns noch vor Beginn dieses Jahres mit sehr persönlichen Fragen befasst, zu denen gehörte: was bedeutet Kunst für mich? Und was bedeutet Wirtschaft für mich?

Kunst: Der Moment, in dem ich mir des Alltäglichen bewusst werde; der Moment, in dem ich berührt werde; der Moment, in dem ich herausgefordert werde.

Wirtschaft: den Notwendigkeiten gerecht werden, sie gestalten und organisieren; mit dem Willen zur Veränderung ist sie belebbar.

Abschluss

Eine ganz zentrale Frage des vergangenen Jahres beschäftigte mich, beschäftigte uns immer wieder: Ist das denn Kunst? Gerade in Hinblick auf die zeitgenössische Kunst, die im Zentrum der Aufmerksamkeit des Kulturkreises und somit auch des Bronnbacher Stipendiums steht, ist diese Frage unumgänglich, ja, unvermeidbar. Und im Gegensatz zu früheren Kunst- und Kulturepochen, für die es festgeschriebene Wertekataloge gibt, die uns als Maßstab für die Wertigkeit einzelner Kunstwerke dienen, mit Merkmalstabellen und Jahreszahlen, ist diese Frage: Ist das denn Kunst? heute oft viel schwerer zu beantworten – oder die Antworten sind widersprüchlicher, komplexer. Denn Kunst will nicht einfach nur gefallen; Kunst will ansprechen, provozieren, wecken, kommunizieren, in Interaktion treten oder einfach nur sein.

Aber warum ist das denn Kunst? Es ist nicht schön, es ist nicht wohlklingend, es hat keinen Nutzen – und wer bestimmt eigentlich, was Kunst ist, wo die Grenze verläuft zwischen Kunst und Kitsch, Kunst und Ramsch? Wer besitzt die Deutungshoheit? So anmaßend, so vermessen das klingen mag: ein Stück weit wir alle. Wenn wir bereit

sind, uns zu öffnen, uns auseinanderzusetzen, in den Dialog zu treten, bereit zu akzeptieren, dass es andere Wahrheiten gibt neben der unseren. Andere Wege, die beschreitbar sind, andere Denk- und Sichtweisen. Andere Ausdrucksformen. Und wenn wir uns einlassen, uns öffnen, uns hingeben, dann kann es uns gelingen, Einblick zu erhalten. Teil zu haben. Vielleicht sogar zu verstehen.

Ich glaube sagen zu können, dass jede und jeder von uns Erfahrungen im vergangenen Jahr gemacht hat – machen durfte, von denen die ein oder andere – und hoffentlich immer mehr – so oder ähnlich war. Etwas verändert hat ins uns drinnen. Uns ein Bewusstsein gegeben hat dafür, dass Kunst und Kultur nicht immer mit einer einfachen Kosten-Nutzen-Gleichung zu bewerten sind. Dass Kunst und Kultur sein dürfen, sein müssen, und dass wir für ihr Fortbestehen verantwortlich sind, Verantwortung mittragen. Ideell. Und vielleicht und hoffentlich eines Tages auch materiell.

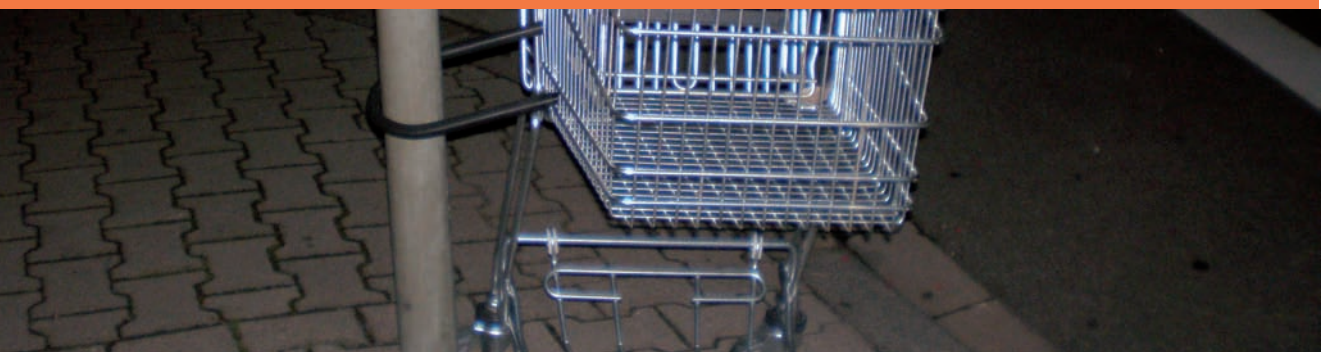
Zu diesem Bewusstsein hat das Bronnbacher Stipendium für uns alle einen wertvollen Beitrag geleistet. Einen Samen gepflanzt, der mit sorgfältiger Hege und Pflege in uns keimen, wachsen, reifen und Blüte tragen wird.

Wir hoffen, dass es uns gelungen ist an diesem heutigen Abend, Sie teil haben zu lassen. Dass wir Sie darin bestärkt haben, diesen wertvollen Prozess weiter zu unterstützen – ob ideell oder materiell – und der kommenden Generation einen Ausblick geben konnten darauf, was sie erwarten wird. Wir sind am Ende angelangt – aber der Abend ist noch nicht am Ende, denn wir möchten jetzt die Bühne räumen für unsere Honoratioren, die uns jetzt gleich mit der Überreichung der Urkunden noch einmal greifbar machen, was wir im vergangenen Jahr erleben durften. Vielen Dank!

von Sascha Melchert

Gedanken zur Bronnbacher Idee – Ein Rückblick

Abschlussveranstaltung des 6. Jahrgangs des Bronnbacher Stipendiums



Nach einem Jahr ...

... voller Begegnungen und Konfrontationen im Rahmen des Bronnbacher Stipendiums ist es vielleicht an der Zeit sich mit zentralen wenngleich bisher kaum diskutierten Frage zu beschäftigen: Was ist eigentlich dieses Bronnbacher Stipendium? Oder besser: Was ist die Bronnbacher Idee?

Auf den ersten Blick bietet das Bronnbacher Stipendium die Möglichkeit, Kunstschaffende kennen zu lernen und darüber einen Zugang zu Kunst und Kultur zu erhalten oder diesen zu erweitern. „Kulturelle Kompetenz für künftige Führungskräfte“ lautet so auch das Motto des Stipendiums. Im Rahmen des Stipendiums nähern sich die Stipendiaten dabei auch den komplexen Interdependenzen zwischen den Sphären Kunst, Kultur, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Ein gutes Beispiel ist unser Besuch beim Künstler Merlin Bauer in Köln und die Auseinandersetzung mit seinem Kampf um die Erhaltung des Kölner Opern- und Schauspielhauses, wo sich uns diese existierenden Spannungen und Wechselwirkungen innerhalb der gesellschaftlichen Wirkungssphären von Kunst bis Gesellschaft sehr klar gezeigt haben.

Das Bronnbacher Stipendium ist jedoch viel mehr als „nur“ das Kennenlernen und Erfahren von Kunst. Doch was genau ist dieses „mehr“? Bereits am Beispiel unserer Begegnung mit Merlin Bauer lassen sich zwei Schlagwörter zu diesem „mehr“ beschreiben. Perspektive und Engagement. Wir haben nicht nur gelernt, uns mit Perspektiven auseinanderzusetzen, was alleine schon ein immens wichtiger Effekt ist, sondern wir haben gelernt, Perspektiven und Standpunkte zu erkennen. Dies klingt zunächst so selbstverständlich. Wenn man sich jedoch einmal bewusst in seinem Umfeld und Zeitgeschehen umsieht, dann wird schnell klar, wie schwierig und gleichzeitig wichtig dieses Erkennen ist. Darüber hinaus haben wir erlebt, mit welchem Feuer und mit welchem Aktionismus viele Künstler eine Idee formen und für diese eintreten. Dieses tiefe und offene Engagement für eine bestimmte Sache ist nicht nur beeindruckend, sondern auch etwas von dem wir für unseren Alltag nur lernen können.

Tatsächlich bietet das Stipendium eine einzigartige Möglichkeit, sich für Neues zu öffnen, sich darauf einzulassen, es zu erfahren und dies alles in einem relativ ge-

schützten Raum. Einem Raum, in dem jeder nur ein sehr geringes persönliches Risiko eingeht. Wo in unserem Alltag, im Studium oder im Berufsleben können wir uns öffnen und Neues geschehen lassen, ohne dabei ein Risiko einzugehen – sei es ein Risiko, zu viel von sich preiszugeben, oder ein geschäftliches Risiko. Die Erfahrungen in diesem geschützten Raum des Bronnbacher Stipendiums lassen sich jedoch noch weiter konkretisieren. Im Speziellen gehören dazu Wahrnehmung, Diskussionskultur, Verantwortung, Persönlichkeit und Bewusstsein.

Der bereits genannte Begriff der „Perspektive“ ist schon stark verknüpft mit dem Begriff der Wahrnehmung. Wir haben Kunst erleben dürfen an Orten, welche uns im Alltag nicht als Kunst aufgefallen wären. Dinge, die wir als selbstverständlich hingenommen haben, wurden auf einmal aus einer ganz anderen Sicht beleuchtet. Alte Wahrnehmungen wurden verschoben, hin und her gerückt und neue Wahrnehmungen kamen hinzu. In diesen Prozessen spielte auch unser Kurator Konstantin eine bedeutende Rolle. Er half uns, aus unseren vertrauten Wahrnehmungsmustern auszubrechen, und sorgte dafür, dass wir uns immer wieder selbst hinterfragten. Mit jedem Wochenende wurde unsere Wahrnehmung so immer wieder auseinander gebrochen, neu zusammengesetzt und hat sich auf diese Weise stetig weiter entwickelt. Begleitet wurde dieser Prozess von Verwirrung, Verwunderung, Unverständnis und ganz besonders von einer stetigen inneren Unruhe, jedoch im positiven Sinn. Diese Unruhe ist ein Kernelement des Stipendiums, völlig individuell und daher schlussendlich leider nicht vollkommen zu erfassen, zu begreifen oder eben auch zu erklären. Wenn man aber mit einem Bronnbacher spricht und einem dabei eine Neugier oder gar ein Brodeln und Lodern auffällt, dann ist dies sicherlich diese positive Unruhe, von der wir hier sprechen.

Diese innere Unruhe bzw. der innere Konflikt führt so auch zu einem regen Austausch untereinander und zu vielfältigen Diskussionen in der Gruppe. Altes, Bekanntes, Vertrautes wird einem bei jeder Begegnung in gewisser Weise weggenommen – entfremdet durch Perspektivverschiebungen. Der Kontakt mit den Künstlern hilft zwar, sich dem „Entfremdeten“ immer wieder anzunähern, allerdings bleibt das Verständnis zunächst in einer Form des Zwischenstadiums: Es gibt kein schnelles Zurück zur alten Perspektive, doch auch das Neue fühlt sich noch nicht ganz erreicht. Trotz oder eben gerade wegen dieser Spannung zwischen vertraut und verändert ergeben sich aufreibende Fragen, denen man sich in der Gruppe versucht immer weiter und mit den verschiedensten Ansätzen zu nähern.

Über die Konfrontation mit dem „Anderen“ und dem Rütteln an unseren bisherigen „Weltbildern“ fordert das Stipendium von jedem, sich selbst zu hinterfragen und dabei insbesondere auch Verantwortung für sich und sein Handeln zu übernehmen. Die Auseinandersetzung mit der eigenen Person und dem eigenen Handeln wurde vielen von uns vielleicht am Mal-Wochenende mit Carsten Fock am deutlichsten vergegenwärtigt. Jeder Pinselstrich hatte eine Auswirkung auf das Endergebnis. Dies mag wieder zunächst so einfach klingen. Wenn man jedoch versucht, sich in die Situation der Schaffenden zu versetzen, dann wird schnell klar, warum jeder einzelne Pinselstrich eine potentielle Krise beinhaltet. Und es wird auch deutlich, warum es so viel Überwindung und Mut kostet, aktiv zu gestalten und dabei zu wissen, dass das eigene Handeln in einer direkten Verbindung mit der möglichen Konsequenz des Scheiterns steht. Eine Folge, für die jeder einzelne seine Verantwortung zu tragen hat. Verantwortung ist damit ein weiterer Kernbaustein des Bronnbacher Stipendiums. Ein Baustein, der uns bei vielen Wochenenden begegnete, sei es die Persönlichkeit eines Thomas Hirschhorn, der sich mit politischer Kunst engagiert, oder auch nur die organisatorischen Fragen des „Wohin“, „Wann“ und „Wem werden wir begegnen?“ an den einzelnen Wochenenden.

Das Bronnbacher Stipendium regt an, nicht alles als gegeben und selbstverständlich hinzunehmen, sondern

stattdessen die Dinge kritisch zu hinterfragen sowie Perspektiven zu wechseln, zu diskutieren und zu reflektieren. In den Begegnungen des Stipendiums haben wir aber auch erfahren, wie wir die entstehenden Reibungen und die Unruhe in uns positiv in die Entwicklung neuer Visionen und Lösungsmöglichkeiten umsetzen und in unser Handeln einfließen lassen können. Es erweitert somit in gewissem Maße unser Bewusstsein.

Das Bronnbacher Stipendium hat uns bewegt – nicht nur, dass wir physisch an verschiedenen Orten waren, um Kunst zu sehen und uns damit zu beschäftigen – sondern es hat auch etwas in uns bewegt. Es sind einzigartige und unnachahmliche Erfahrungen, die in einem Jahr Bronnbacher Stipendium auf einen warten. All diese sind nun unsere persönlichen Schätze, mit denen wir in die Berufswelt gehen, um dort Dinge aktiv und bewusst zu gestalten und uns zu engagieren immer in dem Bewusstsein dies für unsere Umwelt, für die nächste Generation, vor allem aber auch für uns und unsere Visionen zu tun.

Was ist also das Bronnbacher Stipendium nach einem Jahr Bronnbacher? Es ist die wahrscheinlich wichtigste Initiative des Kulturkreises. Warum aber sollte nun dieses Stipendium so wichtig sein? Um mit den Worten der Wissenschaft zu sprechen: Studien haben gezeigt, dass die größten Lerneffekte für Führungskräfte nur zu einem geringen Teil aus formalem Unterricht bestehen. Stattdessen sind es vor allem Erfahrungen, harte Anstrengungen verbunden mit der Erfahrung des Scheiterns und Mentoren die Führungskräfte prägen. Genau diese Punkte vereint das Bronnbacher Stipendium: Es bietet jedem einzelnen Stipendiaten ganz besondere und wertvolle Erfahrungen, in denen jeder mit viel Mut und Anstrengungen immer wieder den eigenen Standpunkt und die persönliche Haltung hinterfragt. So beinhaltet das Stipendium eben auch Erlebnisse des Scheiterns. Erlebnisse, die vielleicht erst durch die geschützte Atmosphäre des Stipendiums möglich werden und an denen jeder einzelne wachsen kann. Diese Atmosphäre ist es, die das Bronnbacher Stipendium so einzigartig und förderungswürdig machen.

Zum Abschluss möchten wir noch einmal unsere Anfangsfrage aufgreifen: Was ist eigentlich die Bronnbacher Idee? In der Konfrontation mit dem Unbekannten hat sich jeder von uns selbst besser kennen gelernt, hat jeder von uns die Welt besser kennen gelernt. Es hat in jedem von uns eine Unruhe geschaffen, die darauf wartet in der Zukunft freigesetzt zu werden. Eine Energiequelle, welche die meisten Stipendiaten vor dem Stipendium vielleicht gar nicht erahnt haben.

Und so lässt sich die wahre Idee des Stipendiums, sofern sie sich überhaupt in wenige Worte fassen lässt, annähernd zusammenfassen als die Suche und die Konfrontation mit dem Neuen, mit dem vermeintlich Unbekannten, um dabei die eigene Denkstruktur aufzubrechen, sich selbst neu zu erfahren und das Unbekannte zu Bekanntem und die Konfrontation zu neuen Perspektiven zu machen.

von Iria Budisantoso und Christoph Sextroh
(Ein Beitrag zur Abschlussveranstaltung des Bronnbacher Jahrgangs 2009/2010)

Blicke auf das Bronnbacher Stipendium

Eindrücke von Thomas Trummer und Christoph Kronabel

Der namensgebende Ort ...

... könnte als beschauliches Initiationsterrain nicht besser gewählt sein. Das Kloster Bronnbach geht aus einer der entscheidenden Reformbewegungen des Mittelalters hervor. Von der Abtei Citeaux in Burgund aus wurden im 12. Jahrhundert mehr als 700 Kloster innerhalb weniger Jahrzehnte gegründet, neben Bronnbach auch Eberbach, übrigens der Drehort der Romanverfilmung von „Der Name der Rose“. Die Hauptfigur William von Baskerville, von Umberto Eco als sprachliche Gemengelage einer Sherlock Holmes-Geschichte und des Philosophen William von Occam erdichtet, wird in diesem berühmten Roman herbeigerufen, um einen Mord aufzudecken. Während der kriminalistischen Suche stößt der mittelalterliche Detektiv und Aufklärer auf den Bibliothekar als vermeintlichen Täter. Er hatte das verschollene zweite Buch der „Poetik“ des Aristoteles gehütet. Wer das Buch über die „Komödie“ aufschlägt, vergeht sich. Denn wer lache, so der alte Dogmatiker und verbissene Wissenszensor, fürchte sich nicht und missachtet die Schöpfung. Anders gesagt: Wer sich sinnlich der Welt zuwendet, wird die vorgegebene Bestimmung zertrümmern, das Lehrgebäude des Heilsversprechens zutiefst missachten. Auf ihn wartet die blinde Strafe der Lynchjustiz.

Die Bronnbacher Stipendiaten halten traditionell ihr erstes Wochenende an diesem Ort ab, beginnend mit einer Führung. Sie ist der Einstieg in eine Serie von Veranstaltungen, die im Abstand von zwei Wochen verschiedenste Begegnungen mit Kunst zum Programm haben. Weniger das kulturelle Erbe steht im Vordergrund, als die Gegenwart, das Neue und die Auseinandersetzung mit dem Aktuellen. Konstantin Adamopoulos leitet die Gruppe mit Geschick, Erfahrung und bestechender Gelenkigkeit. Der Kunsthistoriker und Kurator führt die Kunst vor, im buchstäblich doppelten Sinne. Adamopoulos führt ein in diverse Begegnungen mit bildenden Künstlern, Musikern, Literaten und Veranstaltern. Zugleich führt er vor, in dem er Irrwege, Missverständnisse und Fehlstellungen klärt. Kunst, so sein Credo, erfordert individuelle Begegnung, eine Bereitschaft, sich zu öffnen und eine Empfindungsoffenheit, innerhalb der dem Fremdartigen zugestanden wird, wirksam zu werden und in das Ich einsickern zu dürfen. Dazu sei weniger Bildung und Fach-Knowhow nötig, denn eine beharrliche Selbstbefragung, die gleich dem Rasiermesser des

Occam, Bewährtes und Gelerntes radikal freilegt.

Warum aber ist der Ort ideal für ein Stipendium, welches sich mit Wirtschaft und Kunst beschäftigt? Die Zisterzienser waren in beiden Branchen herausragend. Sie schufen nicht nur bedeutende Kreuzgänge, Kapitelsäle und Apsiden, auf der Grundlage ihrer Ordensregel betrieben sie eine bis dahin unbekannte Expansions- und Urbarmachungspolitik. Die stets gleichen Basiliken, Fassaden und Dachreiter zeugen von dem Drang nach uniformer ästhetischer und wirtschaftlicher Ökonomie. Zisterzen waren erste Franchise-Unternehmen heutigen Zuschnitts, mit vorzüglichen Vertriebs- und Filialstrukturen. Maßgebliche wirtschaftliche Koordinaten ihres Businessplans waren Selbstversorgung, Replizierbarkeit und Globalisierung, bedenkt man, dass der Orden die ganze damals bekannte Welt besiedelte.

An zwei Jahrgängen durfte ich jeweils den Eröffnungstag miterleben. Beide Tage sind mir unvergesslich. Die Studierenden, zu recht stolz ihrer betriebswirtschaftlichen Befähigungen und akademischen Lernbereitschaft wegen, reiben sich an den für sie ungewöhnlichen Begrifflichkeiten der Kunst. Steckt in der Ambivalenz, Bedeutungsoffenheit, ja im Mangel an regulierbarer Durchdringung des Künstlerischen eine Gefahr für das eigene Denken und Tun? Bedeutet die Entscheidung, künstlerisch aktiv zu werden, eine Absage an profunde und oft bewährte Werte? Erfordert Kunst und Wirtschaft ein gegenseitiges Ausschlussverfahren? Mit Bangen werden Fragen und Probleme registriert, im Jahr 2009 war die Selbstdarstellung Thema, heuer die Bekenntnisbereitschaft des Autors. Beide Themen sind kontrovers. Es gibt Zweifel, begründete Bedenken, Einwände und aufgedeckte Missstände, doch steigt auch die Neugier, das Unbekannte und die Eigentümlichkeit künstlerischen Risikos bedenken zu wollen. Die Debatten werden kompromisslos geführt, aber umso nachhaltiger, auch für mich, der sich Einwänden und Vorhaltungen stellen muss. Warum ist es für ein Unternehmen wie Siemens sinnvoll, sich innerhalb der Kultur zu engagieren? Nicht selten enden sie ohne vertragsfertige Unterlagen mit bloßen Notizen, zuweilen auch mit Erschöpfung zu später Stunde, manchmal schon im Lichte des nächsten Morgens. Aber kaum anders wäre Engagement besser zu ermessen als an der Leidenschaft dieser Diskussionen, in der sich persönliche und fachspezifische Selbstbestimmungen offen begegnen.

Das Ziel des Bronnbacher Stipendiums ist die kulturelle Kompetenz zukünftiger Führungskräfte. Tatsächlich erfordert zeitgemäßes Wirtschaften nicht nur die Förderung von Kultur im Sinne eines bürgerschaftlichen Engagements, sondern eine besondere Kultur in der Unternehmensführung selbst. Wie wäre emotionale Intelligenz anders zu schulen als über die Erfahrung von Anziehung und Abstoßen, Gefallen und Missfallen, Erleben und Erörtern. Die Befähigung, sich Fremden, Emotionalen, Unberechenbaren zu überantworten, kann auch im Unternehmen ausschlaggebend werden. Anzeichen für diese Einsicht gibt es bei den Stipendiaten schnell. Denn sie entdecken an sich, dass Ausschlussprinzip, Blitzjustiz und Ressentiments selbstzerstörerisch werden. Im Grunde sind Wirtschaft und Kunst nicht konträr sondern komplementär. Denn wir Menschen sind immer beides und vieles: nicht nur vernünftig agierend wie der William von Baskerville, der mit Methoden der Wissenschaft dem Anderen auf die Spur zu kommen trachtet, sondern auch hinterhältige Bibliothekare, orthodoxe Hüter von Wissenslehren, die um den Bestand des Kanons willen, nicht akzeptieren wollen. Wir selbst, so wird allen klar, sind die Hüter der eigenen Regeln und Zwänge, zugleich aber auch jene, die die Fähigkeit zur freien Entscheidung und Entfaltung in uns tragen. Wann lassen wir sie eigentlich zu: die sinnliche Zuwendung zur Welt, die verstörend intensiv, bedrängend, schaurig, heiter, immer aber persönlich und intim ist? Sicher nach einem Bronnbacher Wochenende, wo Empfinden und Entscheiden einander so nahe wie selten kommen. Und so wird bewiesen, was Programm war: Wo auch immer sie sich verdichtet, im soliden Wirtschaften oder im

künstlerischen Wagnis, begreiflich und mündig wird uns die Welt erst, wo sie auf dem Prüfstand steht und womöglich sich dem unmittelbar Begreiflichen entzieht.

von Thomas Trummer
(Köln, 2. September 2010)

Das Bronnbacher Stipendium

Gedanken anläßlich der Urkundenübergabe an Bronnbacher Stipendiaten am 16. Juni 2010 im Palais Bretzenheim, Mannheim

Zugegeben: meine Erwartungen waren gering und eher diffus. Bronnbacher Stipendium? Davon hatte ich noch nie gehört. Meine Frau, die im Technologiepark Heidelberg arbeitet, hatte eine Einladung zur Urkundenübergabe an Bronnbacher Stipendiaten erhalten und wollte mich als ihre Begleitung dorthin mitnehmen. Ich willigte ein, fand mich jedoch zuletzt alleine vor, da sie kurzfristig wegen eines anderen Termins absagen mußte. Ich blieb bei meiner Entscheidung und fuhr mit ungewissen, aber irgendwie doch neugierigen Erwartungen nach Mannheim zur Urkundenübergabe. Was mich dann allerdings erwartete, war einfach nur überraschend.

Da war zum einen das Programm des „Bronnbacher Stipendiums". Soviel Kreativität und Eigenwilligkeit habe ich selten bei einem Stipendium gefunden. Da geht es nicht um Geld. Es geht um deutlich mehr. Der Mehrwert liegt in der ideellen Förderung. Kulturelle Kompetenz als kognitiver Zugewinn ist die eine Seite der Medaille, Persönlichkeitsbildung durch Einlassen auf und Sich-herausfordern-Lassen durch Kultur die andere. Geist und Gefühle – was für ein wunderbares, auf Ganzheitlichkeit zielendes Programm für unsere Nachwuchsführungskräfte in der Wirtschaft. Ich war begeistert. Wie oft begegnen mir im unternehmerischen Alltag Zweifel, Ängste, Zwänge, die dort nicht sein dürfen, ein Tabu-Thema sind. Gleichwohl gibt es sie, und sie verlangen nach Bewältigung und bisweilen ungewöhnlichen, kreativen Lösungen. Und hier, in diesem Stipendium, gibt es so etwas wie eine Einübung in die Begegnung mit meinen Gefühlen. Ein wunderbarer, so sinnvoller Ansatz. Aber wie leistungsstark ist dieser theoretische Ansatz in der Wirklichkeit? Hält er was er verspricht?

Damit bin ich bei den Stipendiaten, der zweiten Überraschung des Abends! Sie ließen nicht Fest- und Lobreden über sich ergehen, um dann die Urkunden in Empfang zu nehmen, sondern gestalteten die Urkundenübergabe selbst. In einem überaus lebendigen Ablauf führten alle Stipendiaten noch einmal durch das abgelaufene Jahresprogramm mit den jeweiligen Höhepunkten und brachten zum Teil sogar ihre eigenen künstlerischen Ergebnisse wie zum Beispiel selbstgefertigte Bilder oder Toncollagen mit. Dabei sparten sie nicht mit sehr persönlichen Bekenntnissen. Aus dem Architektur-Wochenende habe man neue Perspektiven und ein neues Sehen für den Alltag mitgenommen, bei der Begegnung mit Theaterleuten mehr über das eigene authentische Sein erfahren, bei dem Besuch der Klangkünstler und Musikschaffenden ein offeneres Ohr für die Klangumgebung im eigenen Umfeld gewonnen. Es war von Krise, Mut, Scheitern, Angst, Zwängen, Überwindung, Freude, Verantwortung, Kreativität usf. die Rede. All' das habe ihnen Zugang zu bislang wenig ausgeprägten Teilen ihrer selbst verschafft, habe sie verän-

dert. Was für Aussagen! Ich war beeindruckt! Die Stipendiaten teilten diese Dinge mit einer Freude, Leidenschaft und Lebendigkeit mit, die das Gesagte so authentisch machten. Es wurde für mich ansichtig und spürbar, daß über die kulturelle Kompetenz-Erweiterung hinaus das Bronnbacher Stipendium die jeweiligen Stipendiaten wirklich auch erreicht und reifer für ihre künftigen Aufgaben gemacht hat. Was für ein Stipendium, das Bildung auch als Persönlichkeitsbildung sieht und es erfolgreich umsetzt!

Aber das ist kein Selbstläufer. Damit es dazu kommt, braucht es die entsprechende professionelle Vorarbeit und den ansteckenden Geist. Und auch das wurde mir an diesem Abend klar: Dieser gute Geist mit viel Leidenschaft und breiter Kenntnis in die kulturelle Szene hinein ist unabdingbare Voraussetzung für das Gelingen und wird einzigartig von dem Kurator verkörpert. Die Stipendiaten lieben ihn wie umgekehrt. Das zeigte sich mehr als einmal am Abend. Ein wahrer Glücksfall für diese Art des Stipendiums!

Kurzum: es war ein überraschender Abend, der vom Grundsatz her Mut für die Zukunft unserer Unternehmenslandschaft machte. Dem Kulturkreis im BDI ist zu diesem Stipendium wie zu seinen Stipendiaten zu gratulieren! Ein kreativer Beitrag für die Nachwuchskräfte unserer Wirtschaft, der es verdient hätte, über Mannheim und Bochum hinaus größere Kreise zu ziehen.

Heidelberg, 14. Oktober 2010

Christoph Kronabel

Danksagung

Unser Dank gilt denen, die uns gefordert und gefördert haben ...

Dr. Jürgen M. Schneider

Dr. Stephan Frucht

Konstantin Adamopoulos

Günther Reimann-Dubbers

Annerose Müller

Prof. Dr. Georg Bitter

Prof. Dr. Jens Wüstemann

Prof. Dr. Annette Kehnel

Kulturkreis der deutschen Wirtschaft im BDI e.V.

BASF SE

Robert Bosch GmbH

Bilfinger & Berger AG

Ernst & Young GmbH Wirtschaftsprüfungsgesellschaft

Impressum

Redaktion
Iria Budisantoso, Eva Gredel, Christoph Sextroh, Florian Winzer

Bildmaterial
Florian Boland, Iria Budisantoso, Yola Engler, Eva Gredel, Sascha Melchert,
Tuyen Ha Minh, Christoph Sextroh, Florian Winzer

Layout
Christoph Sextroh

©Stipendiaten des 6. Jahrgang des Bronnbacher Stipendiums an der Universität Mannheim

Das Copyright der einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen Autoren.

Mannheim 2010

Mehr Informationen zum Bronnbacher Stipendium:
http://www.bronnbacher-stipendium.de

ON AIR
Liebe deine Stadt
RAIDS
KOLUMBA